

I. Angler und ihre F(et)ische

1. Einleitung

Dieses Kapitel bettet Hochgatterers *Kurze Geschichte vom Fliegenfischen* (2003) in ein Netz aus Kontexten ein, die das Verhältnis von Menschen zu Dingen, wie es in diesem Text verhandelt wird, aus vor allem psychoanalytischer Perspektive beleuchten. Anknüpfungspunkte an den psychoanalytischen Diskurs finden sich in Hochgatterers Werk in großer Zahl, explizit ebenso wie in flüchtigen Anspielungen. In der *Kurzen Geschichte* sind es sowohl Gespräche zwischen den Protagonisten, die allesamt mit psychoanalytischen Termini zumindest rudimentär vertraut sind, als auch die Wahrnehmungen des Ich-Erzählers, die als ›Material‹ den psychoanalytischen Diskurs evozieren, denen sich folglich Texte und Textpassagen aus diesem Diskurs an die Seite stellen lassen. Keineswegs werden die psychoanalytischen Texte dabei stets explizit genannt; einige Verbindungen sind deutlicher als andere; dem zumindest kursorischen Aufrufen eines Theoriekomplexes mittels einschlägigen Vokabulars steht die lockere, nur über strukturelle Analogien hergestellte Verbindung zu Texten des kulturellen Archivs gegenüber.

Der Bezug auf diese Kontexte macht den andernfalls lückenhaften bis kryptischen Primärtext als Verhandlung des Verhältnisses von gesunder vs. korrupter Mensch-Ding-Beziehung lesbar. Angesichts dessen, welche Texte sich in oft unmittelbarer Nachbarschaft der *Kurzen Geschichte* finden – allen voran Freuds *Fetischismus* von 1927, aber auch Texte Krafft-Ebings, Stekels, Lacans –, erscheint, was hier zwischen Menschen und Dingen geschieht, höchst verdächtig: Fliegenfischen, so macht es den Eindruck, ist ein durch und durch fetischistischer Akt, eine auf vielfache Weise fetischistische Inszenierung. Es deutet auf einen tiefgreifenden Mangel im Fliegenfischer hin, auf das nicht verarbeitete Trauma der Kastrationsdrohung, auf Verlustängste und Aggression. Der materielle Gegenstand, der diesen Mangel beheben, das Trauma verdrängen helfen soll, erscheint so – ob es sich nun im konkreten Fall um die Angelrute, den Köder oder den Fisch handelt – als Symptom, als Gegenstand irrationaler Zuschreibungen, als illegitime Stütze für das Ich. Und nachdem der Fetischismus mit der ihm zugrundeliegenden Kastrationsdrohung klassischerweise beim Mann verortet wurde, ist der Fetisch des

Fliegenfischers – in welcher Gestalt auch immer – Stütze auch und vor allem für dessen Selbstbild *als Mann*. Fliegenfischen ist nicht zuletzt mit Blick auf Geschlechterrollen eine prekäre Angelegenheit. Krankhaft ist des Fliegenfischers Fixierung auf seine Phallussymbole, sein Konkurrenzverhalten anderen Männern gegenüber, ebenso krankhaft ist die Gewalttätigkeit, die er zur Herstellung seines Fetischs an der Umgebung übt, nicht zuletzt an Frauen.

Soviel zu den Verdachtsmomenten, die eine psychoanalytische Kontextualisierung der *Kurzen Geschichte* ergibt. Und in der Tat wäre auch am zweiten hier gewählten Diskurs – an der Fachliteratur des Fliegenfischens – nichts leichter, als zu zeigen, dass, wenn es um ihren Sport geht, unter Fliegenfischern irrationale Zuschreibungen und Werthaltungen, aggressive Abgrenzungsmanöver und massive Verleugnungen gang und gäbe sind. Dem Thema Ausrüstung wird etwa durchaus fetischistisch zu nennendes Interesse entgegengebracht, ebenso bestimmten Fischarten und Fangmethoden; misogynie Tendenzen sind ebenso häufig wie die Abwehr fremder Fetischkulte (also anderer Angelmethoden). Zahlreiche Passagen der *Kurzen Geschichte* erhalten erst vor dem Hintergrund dieses Diskurses ihre Tiefenschärfe: Dass die Dinge hier ähnlich, aber eben doch anders gesagt werden als in den Texten, die das Sprechen über das Fliegenfischen außerliterarisch dominieren (in diesem Fall: ein Korpus an Fachbüchern sowie die verbreitete Zeitschrift *Der Fliegenfischer*), zeigt, inwieweit der Text die den kulturellen Kontext dominierenden Werthaltungen aufnimmt – und im selben Atemzug relativiert, manchmal (durchaus komisch) demontiert.

Hochgatterers Text befindet sich damit am Kreuzungspunkt zweier Diskurse: eines affirmativen, weitgehend unreflektierten, sowie eines kritischen wissenschaftlichen, der die betreffenden Diagnosen liefert. Damit ist über das Verhältnis, wie es sich am Ende der Analyse darstellt, allerdings noch nichts gesagt: Es steht keineswegs fest, dass es in der *Kurzen Geschichte* tatsächlich die geheimen Gelüste der Fliegenfischer sind, die schließlich als Fetischismen entlarvt werden.

2. Handlung, Motti, Verdachtsmomente

Drei Männer verbringen einen Tag mit Fliegenfischen an der obersteirischen Salza. Zwei von ihnen, der Ich-Erzähler und Julian, sind Psychiater in einem Wiener Krankenhaus (Julian ist derzeit karenziert), der dritte ist Psychoanalytiker mit, nach seinem Abgang von ebendiesem Krankenhaus, eigener Praxis. Er heißt Robert Bauer und wird ›der Ire‹ genannt.

Sie nehmen von Wien aus die Südbahn, frühstücken zwischendurch an einer Autobahnraststätte, gelangen über den Semmering-Pass an den Fluss, parken das Auto an einer kleinen Fischerhütte und marschieren in die Wildnis. Im Laufe des Tages, so lässt sich das zusammenfassen, werden einige Fische gefan-

gen und einer eingepackt und mit nach Hause genommen; kurz kommt Streit auf, Julian stürzt in giftigen Bärenklau und zieht sich dabei harmlose Verätzungen an Gesicht und Händen zu, die wenig später wieder abklingen. Am Ende des Tages essen sie in einem Dorfgasthaus und kommen dort, während sie den Tag in der von jeder Außenwelt abgeschnittenen Idylle verbracht haben (vor allem: einer Idylle ohne Handyempfang), langsam wieder in Kontakt mit der Zivilisation und dem Tagesgeschehen. Während all dem verliert sich der Ich-Erzähler immer wieder in ausgiebigen Tagträumen: Ein Mädchen, die Kellnerin von der Autobahnraststätte, spielt darin die Hauptrolle, sie ist den ganzen Tag über (meist stumme) imaginäre Begleiterin, streunt durch die Wälder, schwimmt im Fluss, baut Türme aus Steinen etc.

Man ist also zu dritt und auch wieder nicht: zu viert, zählt man das Mädchen dazu, und tatsächlich sind da noch mehr Leute: Patientinnen und Patienten, Kollegen und Konkurrenten, vor allem aber die Frauen und Kinder der drei (Julian hat zwei Kinder, der Ire eines). In Erinnerungen und Gesprächen sind sie präsent. Unter anderem so wird das, was die drei den ganzen Tag tun (Fliegenfischen), aus zahlreichen Perspektiven in den Blick genommen – keineswegs immer aus wohlmeinenden. Auch beim Fliegenfischen lässt man die Welt (die Arbeit, die Beziehung) nicht hinter sich.

Eingeleitet wird der Text von zwei Motti. Das erste lautet: »Er breitete die Arme aus, einen Meter Länge dazwischen. ›Ich sage dir, so groß war das Ding.« Es stammt aus Colum McCanns *Gesang der Kojoten* (1995); das zweite Motto – »Ich wollt, ich wär ein Fisch« – von Goethe (KG 7). Auf den ersten Blick handelt es sich dabei einerseits um eine typische Szene aus einem Gespräch zwischen zwei Anglern und andererseits um die idealisierende Identifikation mit dem Tier, womöglich: als Teil des natürlichen Zusammenhangs, als Symbol für Freiheit und Lebendigkeit. Ein Buch über das Fliegenfischen wäre damit angemessen eingeleitet.

Einem Buch über das Fliegenfischen weniger angemessen scheint vielleicht das hier angestrebte Unternehmen, es dicht an dicht mit u.a. psychoanalytischen Kontexten zu umgeben. Allerdings muss man nicht lange suchen, um zum Schluss zu kommen, dass die Wahl dieser Kontexte sehr wohl vom Text gedeckt ist. Das Verhältnis zwischen Fliegenfischen und psychoanalytischen Fetischtheorien wird schon kalauernd eingeführt, als der Ich-Erzähler seine Angelrute einpackt: »Du mit deiner Rute«, sagt Julian und lacht säuerlich. [...] »Ja, ich mit meiner Rute«, sage ich, »ich werde es euch schon zeigen.« Der Ire lacht dreckig. Nur Psychoanalytiker können auf diese Weise dreckig lachen.« (KG 10) Folgt man nun der Spur, die dieses dreckige Lachen legt, und dechiffriert man, was an diesem Tag geschieht, nach psychoanalytischer Lexik, kommt es am Fluss zu zwei Vätermorden, einem Brudermord, zahlreichen Kastrationen, zur Zerstörung und zum Diebstahl von Phallussymbolen und zur gewaltsamen Zurichtung einer Frau zur Gewinnung eines Fetischs. Die Kontexte, zu denen eine alarmierende Nähe hergestellt werden kann,

reichen von Krafft-Ebing über Freud und Stekel bis zu Lacan. Fliegenfischen erscheint in einer solchen paranoiden Lesart als eine zutiefst gestörte Angelegenheit.

3. Eine kurze Diagnose des Fliegenfischens

Was allerdings ist Fliegenfischen?¹ Technisch gesehen lässt sich Fliegenfischen den Angel-Methoden ohne natürlichen Köder zurechnen. Stattdessen werden künstliche »Fliegen« eingesetzt, welche die Futtertiere der Fische imitieren sollen. Unterschieden werden grob Nass- und Trockenfliegen, wobei letztere auf dem Wasserfilm treibende, abgestürzte oder gerade schlüpfende Insekten imitieren sollen, während Nassfliegen unter Wasser eingesetzt werden: Hier imitieren sie etwa Insektenlarven (»Nymphen«) oder kleine Futterfische (»Streamer«).² Traditionell wird auf Salmoniden gefischt; besonders hoch im Kurs steht dabei die Äsche, ein im Vergleich zu Forellen oder gar Lachsen etwas kleinerer, zarterer Fisch mit auffälliger Rückenflosse. Das Angelgerät ist hoch spezialisiert: Die Rute ist kurz und leicht, eher für sensibles ertasten und exaktes Platzieren ausgelegt als für weite Würfe und große Kraftausübung. Die Zahl an Fliegenmustern geht zweifellos in die Tausende. Für den Fang eines Fisches gilt es, die für die jeweilige Jahres- und Tageszeit, den jeweiligen Fisch und das jeweilige Gewässer richtige Kombination von Rute, Rolle, Schnur, Fliege und Vorfach (über das die Fliege mit der Angelschnur verbunden ist) zu finden.

Es verwundert nicht, dass die Literatur zum Fliegenfischen, ungleich mehr als bei anderen Arten des Angelns, ausufert. Der Diskurs über das Fliegenfischen ist ein hochgradig spezialisierter, betrieben von Ausrüstungsfreaks und Ködernern.

-
- 1 In den erzählenden Künsten ist Fliegenfischen eine überraschend vielbeachtete Sportart. Zu den zahllosen literarischen Texten, in denen das Fliegenfischen prominent figuriert, zählen (in kleiner Auswahl): John Donnes *The Baite* (1633); von Ernest Hemingway u.a. der Roman *The Sun also Rises* (1926) und Kurzgeschichten wie *Big Two-Hearted River* (1925) sowie zahlreiche Essays und Zeitungsartikel; Richard Brautigans *Trout Fishing in America* (1967); Norman Macleans Erzählband *A River runs through it* (1976); James Duncans *The River Why* (1983); Colum McCanns *Songdogs* (1995) und die Titelerzählung im Band *Fishing the sloe-black river* (1994); Paul Tordays *Salmon Fishing in the Yemen* (2007); Norbert Scheuers *Überm Rauschen* (2009) (vgl. ergänzend auch die ausführlichen Listen im Blog von »Ericd«, Trout Literature bzw. Trout books, und die Arbeit von Browning, *Haunted by Waters* (1998)). Zu den entsprechenden Filmen zählen – neben den Verfilmungen einiger der obenstehenden Texte – Lars von Triers: *Nymph()maniac* (2013), Bryan Fullers Serie *Hannibal* (2013ff.) usw.
 - 2 In der aus vielen Fäden diffizil geknüpften Fliege sieht Jesko Bender treffenderweise eine Metapher für die Verfahrensweise der *Kurzen Geschichte vom Fliegenfischen* – die ebenso »aus vielen verschiedenen Fäden zusammengebunden ist«. – Bender, *Terror ohne Terror* (2011), S. 71.

Hier folgt nun eine hinsichtlich des Fetischs bewusst alarmierende Lektüre des Fliegenfischens. Das ist zur richtigen Gewichtung des Folgenden essentiell: Prinzipiell ist natürlich über das Fliegenfischen kein pauschales Fetisch-Urteil möglich, zu sporadisch und verstreut die Auskünfte, zu divers die Praktiken, die sich unter diesem Begriff zusammenfassen lassen. Ziel der folgenden Passagen ist keine Diagnose, oder eine Diagnose nicht des Fliegenfischens, sondern die eines paradigmatischen Naheverhältnisses von Fetischtheorie und (schriftlicher) Praxis des Fliegenfischens. Es gilt, die Entsprechungen aufzuzeigen, nicht etwa, um sie zum Krankheitsbild zu bündeln, sondern um zu klären, wieso die Überlappung bzw. Konfrontation dieser Diskurse im literarischen Text stattfindet – wieso, um mit Baßler (bzw. über diesen: Foucault) zu sprechen, »überhaupt etwas in einem Text steht [...] und nicht vielmehr nicht oder anders«³.

Wie gesagt ist die Fachliteratur zum Fliegenfischen mit ihren Ratgebern, ihren Werken zu Wurf-, Bau- und Bindetechnik, Gewässer-, Fisch- und Insektenkunde unüberschaubar, zudem gibt es zahllose Titel mit Anekdoten und Erinnerungen und einige historische Werke⁴ (auch sind historische Hintergründe als wichtiger Bezugspunkt in der betreffenden Ratgeberliteratur zu finden); rar sind hingegen kulturwissenschaftliche, soziologische oder gar psychologische Arbeiten zum Fliegenfischen, die einer kritischen Lesart den Weg weisen könnten.

Eine Ausnahme bildet das Buch *Deep Trout* des Kulturanthropologen William Washabaugh (zusammen mit Catherine Washabaugh, 2000). Washabaugh, selbst Fliegenfischer, stellt diesem Sport mit seinen verbreiteten Zuschreibungen – Naturverbundenheit, Reinheit, die noble Jagd nach ebenso noblen Tieren, die heilsame Abkehr von der modernen Welt – das Bild einer sozialhistorisch determinierten Praxis entgegen, die, keineswegs ›rein‹ und weltabgewandt, gesellschaftliche wie psychologische Konflikte und Bedürfnisse aus dem Alltag in die Freizeitgestaltung hinein verlängert (wie schon seit Bourdieu Konsens ist, dass gerade im Bereich des vermeintlich Interesselosen Interessen herrschen). Washabaugh installiert zwei opponierende Typen: den des fliegenfischenden ›Metaphysikers‹, der die oben genannten positiven Zuschreibungen von Natürlichkeit, Reinheit etc. unhinterfragt und affirmativ übernimmt, und den des ›ironischen Anglers‹, der diese vermeintlichen Selbstverständlichkeiten reflektiert, ihre Determinierungen erkennt und dennoch – sogar mit gesteigertem Lustgefühl – seiner nunmehr ironisch gebrochenen Leidenschaft nachgeht.⁵

3 Baßler, Die kulturpoetische Funktion und das Archiv (2005), S. 19.

4 Siehe z.B.: Hills, History of Fly Fishing for Trout (1921); Voss Bark, A History of Flyfishing (1992); Hoffmann, Fishers' Craft & Lettered Art (1997); Herd, The Fly (2001). – Erst nach Hochgatterers Roman erschienen sind etwa: Curtis, Fishing the margins (2005); Corrinne, Trout Culture (2015); Marshall, The History and Evolution of the Trout Fly (2013).

5 Washabaugh u. Washabaugh, Deep Trout (2000), S. 7f.

Washabaugh rekonstruiert die sozialhistorischen Implikationen des Fliegenfischens beginnend im 19. Jahrhundert in Großbritannien; dort sei es dem Geschmack des erstarkenden Bürgertums entsprechend kodiert worden. Sei Angeln in den Jahrhunderten davor für religiöse oder gemeinschaftsbildende Zwecke in Dienst genommen worden, so seien nun Individualität und soziale Exklusivität im Verbund mit Disziplin, Intellektualität und emotionaler Mäßigung die Leitbegriffe, entlang derer sich die verbreiteten ›blood sports‹ teilten: in solche für das Bürgertum (Jagd, Angeln) und solche für die niederen Klassen (etwa Bären- oder Hahnenkämpfe).⁶ Dieser bürgerlichen (und nicht zuletzt politisch konservativen) Norm ruhiger Abgeschiedenheit und konzentrierter, intellektueller Kontemplation entspricht Washabaugh zufolge auch das gegenwärtige Fliegenfischen noch in weiten Zügen.⁷ Im Weiteren wendet sich Washabaugh vor allem der Entwicklung des Fliegenfischens in den Vereinigten Staaten zu. Die konkreten, national bestimmten Hintergründe spielen im aktuellen Zusammenhang keine Rolle; hingegen ist Washabaughs Schluss von Interesse, dass Fliegenfischen – dort in Verbindungen mit exklusiv männlichen Bruderschaften und ›wilderness lodges‹ – vor allem der Konstruktion und Stabilisierung männlicher Identität diene.⁸ Der mit dem Industriezeitalter einhergehende Verlust traditioneller Lebensweisen, Technisierung und Urbanisierung hätten nicht zuletzt auch das Geschlechtergefüge destabilisiert. Der ob seiner eigenen ›overly bookish ways‹⁹ besorgte zivilisierte Mann müsse sich in der Wildnis, abseits von Frauen und gemeinsam nur mit anderen Männern, seiner Männlichkeit versichern.¹⁰ Fliegenfischen zeigt sich unter diesem Gesichtspunkt als Ort der restriktiven Abwehr von Frauen (ebenso gilt die Anwesenheit von Frauen als schlechtes Omen für den Fangerfolg)¹¹.

Zugleich kehrt Washabaugh am Fliegenfischen androgyne Aspekte hervor. Weiblichkeit, auf der einen Seite ausgegrenzt, finde über zahlreiche Wege erneut Eingang in den Sport. Washabaugh führt etwa das Tagebuchschreiben an, das, tendenziell weiblich konnotiert, Fliegenfischern um 1900 professionell nahegelegt wurde, die Hinwendung zu zartem Gerät, das Sensibilität anstelle von Kraftaufwand fordert, oder die intensive Beschäftigung mit der delikaten Fliegenbindekunst, die stark an traditionell weibliches Handwerk wie Stricken oder Sticken erinnere.¹² Angesichts dieser, nach Washabaugh, femininen Aspekte sei zur Aufrechterhaltung der Funktion des Fliegenfischens, der Stützung des

6 Vgl. ebd., S. 32f.

7 Vgl. ebd., S. 34–36.

8 Vgl. ebd., v.a. S. 69–97.

9 Ebd., S. 77.

10 »Anglers were fishing, not just for fish, but for the experience of authentic manhood.« – Ebd., S. 174.

11 Vgl. ebd., S. 94.

12 Vgl. ebd., S. 89.

männlichen Selbstbilds, die Abwehr von Weiblichkeit an der Oberfläche umso wichtiger.¹³

Wenn man dieser Argumentation folgt (was sich nicht von selbst versteht), weist Fliegenfischen mit den genannten Aspekten – als verborgen misogynen Akt, als Stützung und zugleich Beleg einer verunsicherten männlichen Geschlechtsidentität, als Inszenierung und versuchsweise Wiederherstellung von ›Ganzheit‹ – tatsächlich Symptome einer fetischistischen Praxis auf.

Außerdem sei in Erinnerung gerufen, dass soziale Distinktion und Gruppenbildung einen weiteren Einsatzort des Fetischs darstellen. Wenn Washabaugh davon spricht, bezieht er sich nur am Rande auf Bourdieu. Dabei lohnt es durchaus, sich die Frage zu stellen, inwieweit Fliegenfischen nicht schon in seinen materialen Grundlagen einer sozialen Schicht zuzuordnen wäre. Dass Fliegenfischen – wie andere kulturelle Erscheinungen – schon als sozial determinierte und determinierende, nichtsdestotrotz vorrationale Geschmacksentscheidung Fetischcharakter hat, ist von Bourdieus Standpunkt aus ohnehin ausgemacht.¹⁴ Überdies zeichnet sich (wie gesagt, in dieser bewusst alarmistischen, paranoiden Lesart) ein intellektuell-elitärer Anspruch des Fliegenfischens ab, wenn man es vor Bourdieus Konzept des Habitus zu betrachten versucht.¹⁵ Unabhängig davon nämlich, dass die soziale Hierarchie, wie sie Bourdieu für das Frankreich der 1960er und 1970er Jahre beschreibt, den zentraleuropäischen Gegebenheiten der Jahrtausendwende nicht entspricht, sind die Gegensatzpaare, in die er den Unterschied zwischen elitärem und Massengeschmack fasst, weit genug formuliert, um das Fliegenfischen zumindest innerhalb dieser beiden groben Abstraktionen zu verorten. In der »Matrix aller *Gemeinplätze*«¹⁶, die den Bereich des Geschmacks strukturiert, ist Fliegenfischen in all seinen Eigenschaften durchwegs dem Pol des gehobenen Geschmacks zuzuordnen: als Erlebnis spirituell, am praktischen Nutzen nicht interessiert, in den Bewegungsabläufen und der Ausrüstung fein und leicht – im Gegensatz zu

13 »In other words, the movements, styles, and manners of anglers are androgynous. They draw on dimensions of the traditionally feminine as well as the masculine. In the face of such androgyny, anglers protect their fragile gender identities by kissing off women and toasting fishing. In this way, men put a manly face on their androgynous sport. They manage to become independent of their mothers, but remain well steeped in a motherly style. Such are the ways of anglers.« – Ebd., S. 94.

14 Vgl. etwa Bourdieu, *Die feinen Unterschiede* (1992 [1979]), S. 389f. u.ö.

15 Das Angeln als solches siedelt Bourdieu zwar in unmittelbarer Nähe von Fernsehen, Jahrmarktsfesten und Sportveranstaltungen und beruflich in der Sphäre der Vorarbeiter an, allerdings differenziert er nicht zwischen den verschiedenen Arten des Angelns. Karpfenfischen mit essbarem Köder etwa könnte kaum derselben Kategorie wie Fliegenfischen zugeordnet werden. Vgl. ebd., S. 212f. Vgl. dazu einige Anregungen Bourdieus zur sozialen Ausdifferenzierung der Sportarten: Bourdieu, *Programm für eine Soziologie des Sports* (1992 [1980]).

16 Ders., *Die feinen Unterschiede* (1992 [1979]), S. 731.

den materiellen, groben, schweren, körperbetonten Beschäftigungen der niederen Klassen (zu denen dann etwa das Köderfischen zu zählen wäre).¹⁷ So erscheint auch Fliegenfischen, während es mit Bourdieu wie alles Kulturelle meist der »Verleugnung des Sozialen«¹⁸ anheimfällt, sehr wohl als Ort sozialer Unterscheidungen. Will man diese Unterscheidung noch weiter treiben, ist Fliegenfischen innerhalb der oberen Klasse noch dem Lager der (so Bourdieu) »armen Verwandten« zuzuordnen, dem Lager der Intellektuellen, derer also, die vermehrt das kulturelle, weniger das wirtschaftliche Kapital auf ihrer Seite haben. Das zeigt sich in der asketischen Tendenz des Sports:¹⁹ Der wirtschaftliche Aufwand ist, z.B. im Gegensatz zum Hochseefischen, gering; das den Sport prägende Ideal ist weitgehend puristisch, reduziert. Die finanzielle Beschränkung der Ausübenden (bei Bourdieu: etwa der Lehrer an höheren Schulen, öffentlicher Angestellter etc.) wird zum Ethos quasi-aristokratischer Askese erhoben.²⁰

Mag auch die Entscheidung für Intellektualität und Askese in unseren Breiten tendenziell immer weniger mit einer »Klassenzugehörigkeit« zu tun haben und immer mehr mit einer »lifestyle choice« (allerdings: auch der mehr oder weniger frei gewählte Elitismus bleibt elitär) und mag man von den gerade vorgenommenen Kategorisierungen und Diagnosen halten, was man will: Bezeichnend ist doch, dass bei genauerer Lektüre von affirmativer (Fach-)Literatur zum Fliegenfischen²¹ all diese zweifelhaften Aspekte – und noch mehr – deutlich hervortreten.

17 Vgl. ebd., S. 730f.

18 Ebd., S. 31.

19 Vgl. ebd., v.a. S. 442–449 u.ö.

20 Vgl. ebd., S. 396f., 449 u.ö.

21 Herangezogen wurden hier der Jahrgang 2000 der Zeitschrift *Der Fliegenfischer* (Der Fliegenfischer 26 (2000), H. 138–142, im Folgenden zitiert unter der Sigle »DF« und der Heftnummer) sowie einige verbreitete und historisch wirkmächtige Buchveröffentlichungen: Walton, *Der vollkommene Angler* (1958 [1668]); Horrocks, *Die Kunst der Fliegenfischerei auf Forellen und Aschen in Deutschland und Österreich* (2007 [1889]); Stölzle u. Salomon, *Die Kunst und die Grundlagen des Fliegenfischens* (1931); Ritz, *Erlebtes Fliegenfischen* (1978 [1956]); Hartlieb, *Am Fischwasser in Österreich* (1966); Willock, *Das Große ABC des Fischens* (1971 [1964]); Spoerl, *Das neue Angelbuch in Farbe* (1977); von dem Borne (Begr.), *Die Angelfischerei* (1998 [1875]); Bailey, *Das neue Praxis-Handbuch Angeln* (1999 [1998]); Eiber, *Das ist Fliegenfischen* (2000). – Selbstverständlich bleibt die kulturelle/textuelle Praxis des Fliegenfischens über den Zeitraum, dem diese Texte entstammen, nicht unverändert; selbstverständlich werden seine Implikationen und Konnotationen auch von den jeweiligen (historischen, nationalen, kulturellen u.ä.) Kontexten bestimmt – das bürgerliche Ethos des Fliegenfischens etwa entwickelt sich erst im 18. Jahrhundert und löst damit religiöse u.a. Indienstnahmen ab; das amerikanische und das britische Fliegenfischen tragen national unterschiedliche Bedeutungen (dazu vgl. Washabaugh u. Washabaugh, *Deep Trout* (2000), S. 18f., 32 u.ö.). Dass im Zusammenhang der folgenden Argumentation Aspekte des gesamten Diskurses als jeweils repräsentativ hervorgehoben werden, setzt keineswegs seine anderweitige Homogenität (und damit Ahistorizität, Akulturalität) voraus.

Ganz der soeben getroffenen klassen- (bzw. lifestyle-)spezifischen Zuordnung des Sports entsprechend dominiert in der Selbstdarstellung des Fliegenfischens die Betonung seiner elitären, intellektuellen, künstlerischen Aspekte. Die Autoren der Zeitschrift *Der Fliegenfischer* etwa sind tendenziell kulturell und historisch interessiert. In Erlebnisberichten werden nicht selten historische Hintergründe angeführt, ebenso historische Quellen und Literatur abseits des Themas. Erwähnungen Hemingways dürfen ebenso wenig fehlen wie das *Forellenquintett*.²² Philologi-

22 Vgl. etwa Weber, In der Leutascher Ache. In: DF 139, S. 14-17; Hans, Wolfgang u. Ernst, Die Steyr in Grünburg. In: DF 140, S. 14-18.

sches Interesse wird belegt durch den Abdruck faksimilierter Seiten aus historischen Nachschlagewerken.²³

Diese bescheinigen dem Fliegenfischen dann mitunter, die interessanteste Art des Angelns darzustellen, was Tenor der allermeisten Publikationen zum Thema

23 Vgl. Schreiber, ... in dem Wissen-Flusse; sowie den zitierten Brockhaus-Artikel von 1892. In: DF 138, S. 42f. bzw. DF 138, S. 8f. – Die Tradition, auf die sich Fliegenfischer hier gerne beziehen, ist schon jahrhundertlang von Abgrenzungsmanövern gekennzeichnet: Schon im Bild des klassischen Anglers, wie es sich den einschlägigen Texten ablesen lässt, werden mentale, intellektuelle Eigenschaften hervorgehoben; bezeichnend ist der Titel des 1668 erstmals erschienenen und mit über dreihundert Auflagen allein bis Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts wohl historisch wirkmächtigsten Buchs zum Thema, Izaak Waltons *The compleat Angler or The Contemplative Man's Recreation*: Im lehrreichen Dialog zwischen Angler, Jäger und Falkner werden von Ersterem in seiner Zunft »Friedfertigkeit, Geradheit und Klarheit« verortet; Angeln sei eine »verehrungswürdige alte Kunst [...], die durchaus des Interesses und der Beteiligung nachdenklicher und wirklich hochstehender Menschen wert ist.« Der langen Tradition des Angelns verpflichtet (die Walton in mythische Zeiten zurückverfolgt), müsse jeder Angler »offen, ehrenhaft, taktvoll und hilfsbereit«, kurz: ein »Gentleman« sein. Während andernorts tatkräftiges Handeln und gedankliche Reflexion gegeneinander abgewogen werden müssen, seien beim Angeln *vita activa* und *vita contemplativa* »in glücklichster Weise« vereint. – Walton, *Der vollkommene Angler* (1958 [1668]), S. 11 bzw. 24. Zur Wirkmächtigkeit Waltons vgl. etwa von dem Borne (Begr.), *Die Angelfischerei* (1998 [1875]), S. VII–XII, bes. S. VIII f., woraus ich auch andere nützliche Hinweise zur historischen Literatur entnommen habe. Als zweiter Teil von Waltons Werk wurde übrigens Charles Cottons *Instructions how to Angle for a Trout or Grayling in a Clear Stream* ergänzt, ein Werk, das sich ausschließlich dem Fliegenfischen widmet und dessen Neuauflage im *Fliegenfischer* durch den selben Verlag hocheifrig angekündigt wird. Vgl. DF 138, S. 63.

Wird hier die moralische und intellektuelle Abgrenzung des Angelns von anderen Freizeitaktivitäten – etwa der Jagd – betrieben, finden solche Abgrenzungsmanöver auch innerhalb des Angelns statt. Wird der Angler im Allgemeinen als »nachdenklicher Mann« dargestellt, setzt sich das Fliegenfischen von den anderen Methoden des Angelns erst recht durch einen hohen geistigen Anspruch ab. Schon der erste auf Deutsch erschienene Ratgeber, John Horrocks *Die Kunst der Fliegenfischerei*, stellt fest, dass jedes andere Angeln »nur zur Erreichung des materiellen Zwecks« und »fort und fort in einer kindisch unbeholfenen oder philisterhaft praktischen Weise mit verhältnismäßig höchst unvollkommenen [sic!] Geräte betrieben wird«; dem bloß »philisterhaft praktischen« Fangerfolg stehen beim Fliegenfischen ästhetischer wie geistiger Anspruch entgegen: »Ein schneller Blick, ein Gehirn, welches gegen alle Perceptionen lebhaft reagiert, eine behende und feine Thätigkeit der Hand, Schärfe und Zartheit des Tast- und Gehörsinns« werden hervorgehoben, insgesamt sei es »eine geschmackvolle Kunst [...], in deren Ausübung auch der Gebildetste Befriedigung findet«, das so den »mehr sinnlichen Zeitvertreiben« als geistvolle Übung entgegengesetzt ist. »Wir erkennen hier den Triumph der Kunst über rohe Naturkraft und Gewalt.« – Horrocks, *Die Kunst der Fliegenfischerei* auf Forellen und Aschen in Deutschland und Österreich (2007 [1889]), S. 30–32. »Vergleichen wir das Fliegenfischen mit anderen Arten der Fischerei, so wird man ihm wohl den Vorzug vor allen geben müssen«, meinen Stölzle und Salomon, die Autoren eines österreichischen einschlägigen Werks von 1931. – Stölzle u. Salomon, *Die Kunst und die Grundlagen des Fliegenfischens* (1931), S. 2.

(auch zum Angeln allgemein) ist; Fliegenfischen gilt dabei als »die Königin des Angelsports« und als »höchste Kunst«²⁴ – letzteres ist durchaus wörtlich zu nehmen. Ästhetik ist eine häufig bemühte Kategorie, der praktische Nutzen wird heruntergespielt, der Fang möglichst vieler, möglichst großer Fische zum Verzehr – ganz dem Habitus entsprechend – zur Nebensache, wenn nicht zum Tabu.²⁵ Folgerichtige Ausformung des Fliegenfischens ist das »l'art pour l'art«, in dem auf den Fang gar kein Wert mehr gelegt wird: »Wenn der Fisch gehakt ist, interessiert er mich kaum mehr«²⁶, meint etwa der Schweizer Hotelier, Fliegenfischer und Buchautor Charles C. Ritz.

Zum intellektuellen und ästhetischen kommen der asketisch-puristische Zug und die Betonung von Qualität anstelle von Quantität, die Wertschätzung von Hergebrachtem anstelle von Neuerungen. »Wir brauchen keine Rute und keine Schnur, um damit quer über den Missouri zu werfen, sondern ein einfaches Werkzeug, mit dem es möglich ist, den Fisch vor unseren Füßen zu fangen«, wird da etwa der Angler und Buchautor A. J. McClane zitiert.²⁷

Mit unverkennbar aggressivem Ton findet die Abgrenzung von anderen Gruppierungen statt, von nichtfischenden Umweltschützern (alias »bayrischen Naturschutz-Monomanen in Brüssel«, »vermeintliche[n] Umweltschützer[n]«, »Gewässerschützer[n]«, letztere unter ironischen Anführungszeichen) und Ornithologen (»Ornithomanen«, »Schreibtischornithologen«, vor allem im Zusammenhang mit den Auswirkungen von wachsenden Kormoranpopulationen auf den Fischbestand), von Meteorologen (»Meteorolügen«) und Kraftwerksbetreibern (»Zubetonierer[n]«);²⁸ vor allem aber von anderen Fischern. Denn »Touristenfischer[]« und »Kochtopfangler«, technisch betrachtet: Spinn- und Köderfischer, entsprechen nicht den Anforderungen an Expertentum und Ästhetik. »Wie kann man nur (o, wie viele können es aber!) der ›Thymianduftenden‹ oder einer

24 Hartlieb, Am Fischwasser in Österreich (1966), S. 27.

25 Vgl. z.B. Stühler, wieder am Rogue. In: DF 138, S. 37-39, hier S. 37; Schück, Editorial. In: DF 138, S. 6; Tennie, uno momento. In: DF 138, S. 3.

26 Olsen, [ohne Titel] (1978 [1956]), S. 14.

27 A. J. McClane, zit.n. Eiber, Das ist Fliegenfischen (2000), S. 15. Vgl. auch einen zentralen Satz einer Werbeeinschaltung für Hardy-Ruten: »Ich bin kein Technikfreak und ich hasse Firlefanz. Aber ich liebe gutes Handwerk«; anderswo wird der Begriff »Hightech« wohlweislich durch »handmade« und »aufwändigste[] Manufaktur« aufgefangen. – Werbeeinschaltungen in DF 138/[Rückseite] bzw. DF 140, S. 5.

28 Dietl, Angeln politisch. In: DF 140, S. 4; Vaupel, Gmundner Traun. In: DF 141, S. 24-27, hier S. 25; f., Zur Zukunft der Freizeitfischerei. In: DF 141, S. 12; von Nutzen, Testfall. In: DF 140, S. 3; Hans, Wolfgang u. Ernst, Die Steyr in Grünburg. In: DF 140, S. 14-18, hier S. 16. Vgl. zum Widerspruch zwischen Naturschützern und Anglern auch das polemische Vorwort in von dem Borne (Begr.), Die Angelfischerei (1998 [1875]), S. XII (siehe Fußnote 32).

›Rotgetupften‹ einen fetten Regenwurm vorsetzen?«²⁹ Dem l'art pour l'art des Fliegenfischens widersprechen Ergebnisorientierung und mangelhafte Ästhetik anderer Angelmethode, zentrales Unterscheidungsmerkmal ist hier natürlich die (am jeweiligen anderen verächtlich gemachte) Ausrüstung.³⁰

Damit einher geht die Betonung des Naturschutzes; ausführlich wird das Verschwinden natürlicher Fischvorkommen beklagt,³¹ der Angler (mit seiner trotz allem hochtechnisierten Ausrüstung) hingegen geradezu zum Teil dieser unberührten Natur stilisiert.³² Was einerseits im Rahmen der sozialen Distinktion einordenbar ist (die kontemplative Vereinzelung des intellektuellen Bürgers) und als Distinktion via Ding-Fetisch lesbar wird (die Abwertung ›fremder‹ Gerätschaft), führt zugleich in Richtung des im Fliegenfischen zentralen Widerspruchs zwischen Bewahrungs- und Ursprünglichkeitsdenken auf der einen, aggressivem Eingriff auf der anderen Seite – eine Ambivalenz, die in weiterer Konsequenz mit fast lachhafter Deutlichkeit auf den psychoanalytischen Fetisch verweist.

Davor noch fällt allerdings tatsächlich die Abwesenheit von Frauen auf: Im herangezogenen Jahrgang des *Fliegenfischers* spielen sie als Verfasserinnen von Texten so gut wie, in der übrigen stichprobenartig herangezogenen Fachliteratur überhaupt keine Rolle, minimal präsent sind sie als Akteurinnen in den Erlebnisberichten und auf den dazugehörigen Fotografien.³³ In Erscheinung treten Frauen

29 Mende, Zu »Schadet Regenbogenbesatz?«. In: DF 141, S. 4; Hartlieb, Am Fischwasser in Österreich (1966), S. 27.

30 Vgl. Weber, In der Leutascher Ache. In: DF 139, S. 14–17, hier S. 16; Mende, Zu »Schadet Regenbogenbesatz?«. In: DF 141, S. 4; Tennie, Uno momento. In: DF 138, S. 3; Stühler, wieder am Rogue. In: DF 138, S. 37–39, hier S. 37; Steinecker, Riesen und Zwerge. In: DF 139, S. 24–27, hier S. 26; Eiber, an den irischen Loughs. In: DF 139, S. 44–48, hier S. 46; Klier, allround Teil 4: auf Karpfen. In: DF 141, S. 19–21, hier S. 19; Adler, Echte Hilfe für Elblachse. In: DF 142, S. 56f.

31 Vgl. etwa Stühler, wieder am Rogue. In: DF 138, S. 37–39, hier S. 39; Vaupel, Auf Silvers. In: DF 138, S. 26–30, hier S. 30; Coutalides, zu Gast bei Orri. In: DF 140, S. 28f., hier S. 29; Vaupel, Gmundner Traun. In: DF 141, S. 24–27, hier S. 25.

32 »Wer Angler in ihrer Betätigung einschränkt oder sie sogar bekämpft, arbeitet grünen Fundamentalisten und rücksichtslosen Umweltfrevlern in die Hände. Wer Angler bekämpft, bekämpft auch die noch intakten Biotope mit ihren Fischbeständen. Das ist eine einfache Logik [!], die für sich spricht.« – von dem Borne (Begr.), Die Angelfischerei (1998 [1875]), S. XII.

33 Eine Zählung im Jahrgang 2000 der Zeitschrift *Der Fliegenfischer* ergab, dass das Verhältnis von Fotografien, auf denen nur Männer abgebildet waren, zu solchen, auf denen zumindest auch eine Frau zu sehen war, bei zirka neun zu eins liegt; hinsichtlich der Autorschaft an Texten ist dieses Verhältnis noch krasser (45 zu eins). Fotografien mit Fischen, Ruten und Fliegen waren immer noch fünf- bis acht Mal häufiger als solche mit Frauen. Die häufigsten Kombinationen in absteigender Reihenfolge: Landschaften – Fliegen – Mann mit Rute – diverses Equipment – Mann – Fisch und Rute – Fisch und Mann – Fisch, Rute und Mann – Hand an Fisch – Fisch. Werbeeinschaltungen wurden nicht eingerechnet; vielleicht ist es bezeichnend, dass die Zahl an abgebildeten Frauen sich unter Einbezug der Werbung zumindest etwas erhöht. Der größte Anteil an Fotografien mit zumindest einer Frau entstammt einem

am Rande, und zwar als Hemmnisse des Sports;³⁴ gute Tage am Fischwasser beginnen etwa so: »Dann möchte meine Frau wegen der hübschen Fachwerkhäuschen ohnehin einen Spaziergang durch den Ort machen.«³⁵ Fliegenfischen wird patrilinear weitergegeben,³⁶ Frauen bekommen in der Überlieferung des Sports nur widerwillig Platz. Wird eine Fliegenkreation einer Frau zugeschrieben, wendet man sich einfach einer anderen historischen Quelle zu, in der die Frau nicht genannt wird.³⁷ Der einzige Text des Jahrgangs, der sich einer weiblichen Fliegenfischerin widmet, handelt von ihrer völlig unzureichenden Technik und Ausrüstung und ihrem dem Sportethos nicht entsprechenden Verhältnis zum Fisch und seiner Verwertung; was der Autor schließlich mit einem achselzuckenden Zugeständnis quittiert: »Ach, zum Teufel, soll sie doch ihre lausigen Pipi-Äschen fangen! Ist ja direkt sportlich, das olle Mädchen.«³⁸ Dass hingegen die Technik des Fliegenfischens selbst auch weibliche Anteile hat, dass männliche Identität hier also prinzipiell stützungsbedürftig ist – sogar für diesen doch eher gewagten Befund Washabaughs finden sich Belege in der Zeitschrift: »Glitzernde Lurex-Fäden, flauschige Chenille-Stränge und bunte Perlen in den Auslagen versetzen dort meinen Gatten in lautes, völlig unkontrollierbares Schwärmen. Nun ignoriere ich verwunderte Passantenblicke demonstrativ« – so der humorige Leidensbericht einer Fliegenfischersgattin.³⁹

Ohne Zahl sind die Belege dafür, dass Fliegenfischer ein idiosynkratisches, letztlich nicht zu rechtfertigendes und damit tendenziell fetischistisches Verhältnis zu Ausrüstung und Beutetier haben. Wird zwar einerseits Spezialwissen vermittelt, insbesondere was die – rational – bestmögliche Ausrüstung betrifft,⁴⁰ wird

Artikel, der in ironischer Absicht vom indiskutablen Stil und Ethos dieser Anglerin berichtet. Vgl. Fröhlich, mit Dutt. In: DF 142, S. 62f.

- 34 Sie sind prinzipiell desinteressiert (vgl. u.a. Schmidt, ein Glück! In: DF 141, S. 3), zu geizig, um ihrem Mann die nötige Ausrüstung zu gönnen (vgl. Steinecker, Riesen und Zwerge. In: DF 139, S. 24-27, hier S. 24) oder tragen sich (hier: in humoristischer Absicht) mit Sabotageplänen (vgl. Strupp, the real life In: DF 139, S. 62f.). Im Urlaub bestehen sie auf Shopping und Strand (vgl. Wenzel, Auf Snook. In: DF 142, S. 19-21, hier S. 21).
- 35 Eiber, An der Enzschleife bei Roßwag. In: DF 141, S. 14-18, hier S. 15.
- 36 Vgl. Ahlefeld, Über allen Wässern In: DF 140, S. 5; Baeten, personal guiding. In: DF 141, S. 38f.; ebenso Hartlieb, Am Fischwasser in Österreich (1966), S. 7.
- 37 Vgl. Wentzel, der Ozark. In: DF 139, S. 38f., hier S. 38.
- 38 Fröhlich, mit Dutt. In: DF 142, S. 62f., hier S. 63.
- 39 Strupp, the real life In: DF 139, S. 62f., hier S. 62.
- 40 »Wer in kleinen Bächen angelt, greife zu [...]. Wo überwiegend naß gefischt wird, empfiehlt sich [...]. Wer dagegen in Talsperren [...] Wo das Fliegenfischen vom Boot erlaubt und möglich ist [usw. ...]« – Willock, Das Große ABC des Fischens (2. Aufl. 1971 [1964]), S. 161f. »Eine optimale Gerätezusammenstellung erleichtert den Einstieg in das Fliegenfischen und trägt erheblich dazu bei, es von einer puren Freizeitbeschäftigung zur echten Passion werden zu lassen.« – Eiber, Das ist Fliegenfischen (2000), S. 15.

andererseits das Fehlen von Vernunftgründen geradezu betont. Fliegenwahl etwa ist »etwas ganz Persönliches, also nur bedingt vermittelbar«, es handelt sich um »ganz individuelle Geräte-Vorlieben«, und so fort.⁴¹ Gerade hier wird außerdem Spezialistenstatus mitunter kokett zurückgewiesen, werden die Mittel auf mitunter exzentrische eigene Vorlieben beschränkt.⁴² Dazu kommt die tendenzielle Anthropomorphisierung und Verlebendigung, vor allem hinsichtlich der Fliege, aber etwa auch der Rute.⁴³ Eine geschlechtliche Konnotation der Ausrüstung wird auch explizit: Fliegen müssten, bevor sie zum Einsatz kommen können, zuerst Fischer fangen – und zwar mittels »käuferoptimierte[r] Kosmetik und Laufstegattraktivität«⁴⁴. Der Fliegenfischer mit seinem täuschenden Werkzeug »kommt sich als Verführer vor«⁴⁵; »[b]ezeichnender Weise« befänden sich die Ausrüstungsgeschäfte am Stadtrand bei den Bordellen⁴⁶.

Hauptsächliches Objekt der Fetischisierung sind natürlich die zu fangenden Fische; hier zeigt sich auch am deutlichsten – und mit sonderlichen Auswüchsen – die Ambivalenz aus Verehrung und Aggression, die dem Fetischdienst innewohnt. In konzentrierter Form gibt das Verhältnis zum Fisch das Verhältnis des Fliegenfischers zur Natur in seiner Gespaltenheit wieder.

Salmoniden sind prinzipiell »die edelsten der Edlen«, die anders als mit der Fliege zu fangen »geradezu eine Sünde«⁴⁷ wäre. Andere Zuschreibungen reichen je nach Art von »zart« über »wunderschön« bis hin zu »düster« und »geheimnisvoll«; auch auf die Bezeichnung der Fische als »Könige« stößt man wiederholt.⁴⁸

41 Behrens, wirklich blank. In: DF 138, S. 18f., hier S. 19; Thräner, von der Drawa. In: DF 138, S. 14–17, hier S. 14.

42 Vgl. etwa den ausgewiesenen Experten Ritz, der in einem Artikel der *Sports Illustrated* betont: »Forellenfischen ist einfach. Aber die Männer, die darüber schreiben, tun sich wichtig, und die Leute machen ihnen so viel Komplimente, daß sie eine Art Sphinx werden. Sie erfinden alle möglichen Mätzchen, um ihr System geheimnisvoller, fantastischer zu machen. [...] Gott sei Dank bin ich kein Experte.« »Fliegen haben mich nie sehr interessiert. Fliegen ärgern mich. [...] Ich fische nur mit der Tups Indispensable, der Panama, der Lunn's Particular, der Bivisible und der Black Gnat.« – Ritz, *Erlebtes Fliegenfischen* (1978 [1956]), S. 13 u. 17.

43 »Es heißt, wenn man sich eine neue Angelrute zulegt, ist es, als würde man sich für einen Ehepartner entscheiden – man hofft immer auf eine lebenslange Beziehung.« – Bailey, *Das neue Praxis-Handbuch Angeln* (1999 [1998]), S. 167; anderswo haben Ruten »nervige Spitze[n]« oder »reichlich Rückgrat«. – f., *Neue Ruten von Exori Flyfishing*. In: DF 140, S. 51f., hier S. 51, bzw. Eiber, *An der Enzschleife bei Roßwag*. In: DF 141, S. 14–18, hier S. 18.

44 Wurm, *genial einfach*. In: DF 141, S. 40–42, hier S. 40.

45 Willock, *Das Große ABC des Fischens* (2. Aufl. 1971 [1964]), S. 168.

46 Steinecker, *Riesen und Zwerge*. In: DF 139, S. 24–27, hier S. 24.

47 Hartlieb, *Am Fischwasser in Österreich* (1966), S. 27.

48 Vgl. Wurm, *genial einfach*. In: DF 141, S. 40–42, hier S. 42; Weidler, *Ausnahmefang*. In: DF 141, S. 56f., hier S. 57; Behrens, *an der Mörrum im Jahreskreis*. In: DF 139, S. 40–42, hier S. 41; Rippier, *Nordirland heute*. In: DF 140, S. 24–27, hier S. 27; Coutalides, *zu Gast bei Orri*. In: DF 140, S. 28–29, hier S. 29. Diese Bezeichnung wird auch in der *Kurzen Geschichte* diskutiert: Der Ire

Bevorzugt werden – des intensiveren Fetischdienstes wegen, d.h.: weil sie schwerer zu fangen sind – Äschen, eine Art, die zudem unabhängig vom biologischen Geschlecht massiv weiblich konnotiert ist⁴⁹. Abgesehen davon gilt die allgemeine Vorliebe endemischen vor ausgesetzten Fischen und ›blanken‹ vor ›gefärbten‹ (also nicht laichreifen vor laichreifen).⁵⁰

Zwiespältig ist der Umgang mit der Gewalt, die ihm – hier: dem ›königlichen‹ Fisch – angetan werden muss; größte Wertschätzung und Zerstörung gehen hier wie im Fetischdienst sowohl des Perversen als auch des ›Wilden‹ Hand in Hand: »Die Anspannung fällt von mir ab und ein tiefes warmes Gefühl durchflutet mich, als wir zusammen vor dem Fisch knien, knien, wie es sich gegenüber einem König gebührt«⁵¹, einem König wohlgemerkt, dem der andächtig Kniende gerade den Schädel zertrümmert hat – ein Vorgehen, das durchaus in Sichtweite zu Stekels Fallgeschichte eines Schürzenfetischisten liegt, der den Fetisch im Laufe des Aktes mit der Axt zerteilt; und auch Christoph Meiners wundert sich 1806 über die primitive Verehrung gerade »von Thieren, welche man absichtlich getödtet, oder tödtlich verwundet hat«.⁵² Das Töten des Fisches bleibt im Detail übrigens nicht nur in diesem Text unerwähnt, sondern in weiten Teilen der betreffenden Literatur: Der Fang steht im Vordergrund, das Töten wird verschwiegen; verschämt ist mitunter von der »Entnahme« eines Fisches die Rede. Nicht der (meist unerwähnt bleibende) Totschläger, bloß der Köder wird mitunter ›tödtlich‹ genannt⁵³ – in nur metaphorischer Verwendung des Attributs, das zudem metonymisch an den (verhältnismäßig) unschuldigen Schauplatz des Köders verschoben wird. Diese Behandlung des Tötens evoziert die tiefgreifende Ambivalenz des Fetischdienstes.

Die verbreitete ›Catch & Release‹-Technik, bei der die Fische nach einem schnellen Beweisfoto zurückgesetzt werden (und der bezeichnenderweise unendlich mehr Platz eingeräumt wird als etwa einer konzisen Anleitung zum Töten des Fisches), wäre ein Ausweg, eröffnet aber einen weiteren Widerspruch: Der Angler setzt den Fisch unbeschadet zurück, schont damit den Bestand, degradiert

hält Äsche und Soča-Forelle für ›königlich‹, Julian stellt lapidar fest: »Ein Fisch ist ein Fisch und keine Königin« (KG 87f.).

49 Vgl. dazu Kap. 1.5 und die dortigen Verweise auf Walton, Horrocks und Willock.

50 Zu endemische vs. Besatzfische siehe z.B. f., Gaststrecken an der oberen Kyll. In: DF 138, S. 56; Red., Der richtige Weg, ebd., S. 56f.; [Leserbriefe von Kolles, Schmidt und Baumer]. In: DF 139, S. 4f.; Lachs-Hege auf Island [Briefwechsel]. In: DF 138, S. 20f.; Stühler, wieder am Rogue. In: DF 138, S. 37-39, hier S. 38. Zu blanken Fischen siehe Behrens, wirklich blank. In: DF 138, S. 18f.; ders., wirklich blank [2/2]. In: DF 141, S. 44f.; Behrens, an der Mörrum im Jahreskreis. In: DF 139, S. 40-42, hier S. 41.

51 Coutalides, zu Gast bei Orri. In: DF 140, S. 28f., hier S. 29.

52 Vgl. Stekel, Der Fetischismus dargestellt für Ärzte und Kriminologen (1923), S. 363; Meiners, Allgemeine kritische Geschichte der Religionen, Bd. 1 (1806), S. 154.

53 Brandstätter, Irish Blend. In: DF 140, S. 44-48, hier S. 47.

ihn dadurch aber tendenziell vom ›König‹ zum »reine[n] ›Spielobjekt«⁵⁴ und unterminiert die ›Natürlichkeit‹ des Angelns, den »Jagdtrieb«⁵⁵ des Anglers – wo doch ›Natürlichkeit‹ ein unter Fliegenfischern so hochgeschätzter Wert ist. Die Rede ist immer wieder vom »Aufgehen in der Natur«⁵⁶ – was auch immer man gerade darunter versteht; unterstrichen wird jedoch stets die Trennung zwischen der Sphäre des Fliegenfischens und der Zivilisation.⁵⁷

Angeln und Fliegenfischen insbesondere erfordert also ein gespaltenes Verhältnis zum Fisch. Der Umgang mit dem Widerspruch zwischen Hochschätzung und der mit dieser Hochschätzung einhergehenden Quälerei und Tötung, zwischen Verschmelzung und Dominanz verlangt eine besondere Diskursstrategie. Im Zuge der Unterstreichung des Aspekts des ›Natürlichen‹ wird auch der Fliegenfischer für zumindest ein Wochenende in diese Sphäre der Natürlichkeit⁵⁸ integriert, zugleich der Fisch rhetorisch zum ebenbürtigen Gegner stilisiert. Zuerst einmal nehme der Fisch sehr viel mehr wahr, als man gemeinhin annimmt;⁵⁹ betont werden noch Kraft, Intelligenz und Ausdauer, mitunter Brutalität,⁶⁰ und schon handelt es sich

54 Eiber, Das ist Fliegenfischen (2000), S. 11.

55 Spoerl, Das neue Angelbuch in Farbe (1977), S. 60. Während die »zynische Spielerei« (ebd.) mit dem Tier verurteilt wird, wird gleichzeitig betont, dass Raubfische am besten schmecken, wenn sie lange um ihr Leben gekämpft haben (vgl. ebd., S. 61). Zumindest wird hier jedoch – eine der wenigen Ausnahmen – auch auf das Töten eingegangen (»ein[] harte[r] Schlag aufs Haupt«, S. 58). Auf einem österreichischen Angelforum hat man sich indes auf die Regel geeinigt: Über ›Catch & Release‹ soll bitte nicht gesprochen werden. »Viele unserer User haben Angst, beschimpft zu werden.« – Andreas (Administrator), Verhaltenskodex & Respektvolle Kommunikation im Angelforum.

56 Daubenmerkl, verlorene Tage? In: DF 139, S. 3.

57 Vgl. Behrens, wirklich blank. In: DF 138, S. 18f., hier S. 19; Daubenmerkl, verlorene Tage? In: DF 139, S. 3; Stahl, Natur pur. In: DF 140, S. 19–21.

58 Inklusive aller das Unterfangen nobilitierender Strapazen, vgl. etwa: Coutalides, zu Gast bei Orri. In: DF 140, S. 28f., hier S. 28: »Der Wind bläst mir hart ins Gesicht [...]. Ich habe Hunger, Durst, bin hundemüde und frage mich einmal mehr, was ich hier eigentlich mache.«

59 Vgl. Behrens, wirklich blank. In: DF 138, S. 18f., hier S. 18; Willock, Das Große ABC des Fischens (2. Aufl. 1971 [1964]): »Der Fisch hat nicht die Sinneswahrnehmungen der Menschen; und was er sieht, ist für uns schwer zu sagen«, setzt hier das betreffende Kapitel ein. Der erste Absatz endet nicht ohne Mystifizierung: »Es empfiehlt sich, beim Angeln anzunehmen, daß die Forelle mehr sieht, als sie theoretisch dürfte.« – S. 167.

60 Vgl. etwa Klier, allround Teil 4: auf Karpfen. In: DF 141, S. 19–21, hier S. 21; Coutalides, zu Gast bei Orri. In: DF 140, S. 28f., hier S. 28; Engelmann, Müller u. Schöpe, Hölle und Paradies. In: DF 142, S. 42–47, hier S. 42.

um ein »Duell«⁶¹. »Nach dem Haken verhält sich der Lachs wie der Angler«, kann man etwa lesen, oder: »Der Fisch hat mich im Drill.«⁶²

Ein weiteres Ritual unter Fliegenfischern scheint fast zu dem Zweck in die Welt gesetzt worden zu sein, die psychoanalytische Lesart dieser Ambivalenz von Verehrung und Gewalttätigkeit noch weiter zu provozieren. Einige Aufmerksamkeit widmet Washabaugh der Praxis des ›trout kissing‹.⁶³ Es handelt sich um eine Erweiterung des ›Catch & Release‹, bei der der Fisch vor dem Zurücksetzen auf die Stirn geküsst wird. Die erotische Anmutung am Ort der Gewalt setzt die beiden Handlungen in ein enges, tatsächlich nämlich ein Austauschverhältnis zueinander – und den skeptischen Leser, die skeptische Leserin erneut ins Bild: Fliegenfischen ist eine zutiefst gestörte Angelegenheit.

Nicht zu unterschätzen ist trotz – oder gerade wegen – der irrationalen Aspekte der Stolz des Fliegenfischers gerade angesichts des Unverständnisses, das ihm von seiner Umgebung entgegengebracht wird. Was Stekel aus seinen Fallgeschichten berichtet, nämlich: dass der Fetischist sich mit der Absonderlichkeit seines Fetischs brüstet, trifft auch auf den Fliegenfischer zu: »Für viele deiner Bekannten nicht nachzuvollziehen«, »überhaupt niemand kann sich vorstellen, was das ist und was man daran so reizvoll finden kann«, und so fort.⁶⁴

Soviel zu dieser Lesart des fliegenfischerischen Diskurses. Einzuwenden ist, dass Widerstand gegen diesen Befund durchaus gut begründbar wäre: etwa mit dem Widerspruch zwischen den krassen Diagnosen einerseits und der doch, alles in allem, vergleichsweise harmlosen Freizeitbeschäftigung andererseits; oder mit der Beobachtung, dass auch Fliegenfischer hin und wieder Tendenzen zeigen, ihre romantischen Projektionen zu reflektieren oder zu ironisieren. Dazu kommt, dass die vorgefundenen Analogien zwischen dem Diskurs zum Fliegenfischen und den zahlreichen Fetischdiskursen keine kohärente ›Diagnose‹ nach welchem Schema auch immer ermöglichen; ›Streudiagnose‹ könnte man es nennen: basierend auf einer zugegeben großen Zahl von zueinander jedoch disparat liegenden ›Symptomen‹. Eines hingegen liefert diese Lektüre des Fliegenfischens allemal: eine große Zahl von Paradigmen, die den Diskurs der Fliegenfischer mit den Diskursen zum

61 Stühler, wieder am Rogue. In: DF 138, S. 37–39, hier S. 38f.; Spoerl, Das neue Angelbuch in Farbe (1977), S. 134: Für das Fliegenfischen spreche, dass »der fliegengefishte Fisch mehr Chancen hat. Das wird wirklich ein ehrliches Duell zwischen Fischer und Fisch!«

62 Behrens, an der Mörrum im Jahreskreis. In: DF 139, S. 40–42, hier S. 41; Coutalides, zu Gast bei Orri. In: DF 140, S. 28f., hier S. 28.

63 Vgl. Washabaugh u. Washabaugh, Deep Trout (2000), S. 123ff.

64 »Innerlich beherrscht sie der Stolz auf ihre Eigenart.« – Stekel, Der Fetischismus dargestellt für Ärzte und Kriminologen (1923), S. 145; Daubenmerkl, verlorene Tage? In: DF 139, S. 3; von Hirschfeld, Wie wird's 2500? In: DF 140, S. 62; Coutalides, zu Gast bei Orri. In: DF 140, S. 28f., hier S. 28.

Fetischismus verbinden – und die damit eine mögliche Antwort auf die Frage liefern, wieso die beiden in der *Kurzen Geschichte vom Fliegenfischen* aufeinandertreffen können.

4. Die (vorgebliche) Entlarvung des Fetischismus in der *Kurzen Geschichte vom Fliegenfischen*

Soziale Distinktion am Fischwasser

Dinge gewährleisten Gruppenzugehörigkeit. Auch die *Kurze Geschichte* handelt davon, nebenbei und angelegentlich etwa von Julians Verhältnis zu seinem BMW (KG 14), nicht zuletzt aber mit Bezug auf das Fliegenfischen:

Wir fahren in Richtung Süden, aus der Stadt hinaus. Breitenfurter Straße, Brunner Straße, Autohäuser, Firmen, die zum Beispiel Metallprofile herstellen, Wohnhausanlagen mit Quadratkilometern vorgesetzter Glasfassade, Tankstellen, eine nach der anderen. »Könnt ihr euch vorstellen, dass jemand, der hier wohnt, Fliegenfischen geht?«, fragt der Ire. »Nein«, sagt Julian schließlich, »die gehen alle auf Karpfen. Kneten stundenlang diesen stinkenden gelben Teig und gehen dann an irgendeinen Schotterteich auf Karpfen.« (KG 12)

Mit der schlaglichtartigen Beschreibung einer Wohngegend im Einzugs- und Industriebereich der Großstadt wird zugleich eine soziale Schicht evoziert: einkommensschwache Menschen ohne ästhetisches Empfinden, und viele davon. Fliegenfischen kommt für diese Leute, den drei Männern im Auto zufolge, nicht in Frage, stattdessen Karpfenfischen – also »Sitzangeln«⁶⁵, »Kochtopfangeln« mit essbarem, teigigem Köder, das alles im industriellen Brachland. Auch Karpfenfischen ist Angeln, aber innerhalb des Angelns befindet es sich auf der entgegengesetzten Seite ziemlich aller denkbaren Differenzierungen: praktisch, hässlich, »naturfern«. Das Kneten des stinkenden Teiges bezieht nicht umsonst zwei stark für Ekelgefühle prädisponierte Sinne, Geruchs- und Tastsinn, mit ein. Fliegen hingegen werden mit Werkzeugen statt mit den Händen hergestellt, kompliziert gebunden statt geknetet und sind tendenziell geruchlos; anstelle von Nähe und Ekel stehen hier Präzision und Distanz. Fliegenfischen zeigt sich schon an diesem Negativbild – das heißt: an Julians überzeugter Antwort – als Sport mit dem Anspruch der elitären Vereinzelung, des hohen ästhetischen und geschmacklichen Niveaus, der intellektuellen Distanz.

65 Spoerl, *Das neue Angelbuch in Farbe* (1977), S. 11.

Hierarchie in der Figurenkonstellation

Dann verschwinden die anderen Angler aus den Gedanken der drei Fliegenfischer, fürs erste sind sie unter sich. Den Abgrenzungsbewegungen nach außen entsprechen jedoch auch solche nach innen. Zwar bleibt die Handlung zwischen den drei Figuren fast durchgehend im Rahmen zivilisierter Umgangsformen und mehr noch der Freundschaft, nicht zuletzt durch genannte Abgrenzungsmaßnahmen nach außen. Ansonsten jedoch ist die Dreieckskonstellation Ich-Erzähler – Julian – Ire von Spannungen und Machtkämpfen gekennzeichnet, die als sarkastischer Unterton zahlreiche Gespräche grundieren sowie – noch deutlicher – in den gedanklichen Kommentaren des Ich-Erzählers zutage treten. So wird in seinem Fall ein Gefühl der Unterlegenheit dem Ire gegenüber offenbar, ebenso ein mitunter stark von Konkurrenz, Herablassung und Ressentiment gefärbtes Verhältnis zu Julian.

Am besten beherrscht den Sport, darüber besteht kein Zweifel, der Ire. Ganz allgemein wird ihm eine Vormachtstellung unter den dreien eingeräumt; seine Intuition und seine Erfahrung spielen dabei eine Rolle, aber auch, dass er über zwei Meter groß und über hundert Kilo schwer ist (KG 13, 43). Der Erfahrung des Iren setzt etwa Julian (als kleinster etwa einen halben Kopf kleiner als der Ich-Erzähler) bloß Fachsimpelei entgegen (KG 32f. u.ö.). Der Ich-Erzähler wiederum ist Anfänger und freut sich darüber, dass man ihm deswegen seine Fehler kaum übel nehmen wird (KG 33). Die explizit genannten körperlichen Größenverhältnisse – absteigend: der Ire, der Ich-Erzähler, Julian – geben also auch eine Hackordnung wieder, die immer wieder neu verhandelt wird, dabei jedoch nie ins Wanken gerät.

Aus der Perspektive des Ich-Erzählers ist nun der Ire derjenige, dem ganz selbstverständlich die Rolle des Fahrers zugestanden wird (KG 10), der das Angelrevier am besten kennt, der »mit der Fliege unter Garantie so etwas wie den Doppelsalto mit dreieinhalb Schrauben« beherrscht (KG 45) und der im Zorn einen »Blick wie ein Gott« hat (KG 93). Seine irische Herkunft (KG 13), wobei diese Herkunft eher durch den roten Vollbart als durch Fakten gestützt wird, rückt ihn ebenfalls in mythische Ferne. Julian hingegen ist »jemand, der sich ständig bedroht fühlt« (KG 10), wie es gleich zu Anfang heißt; er hat Angst um seine Frau (KG 20) und vor dem Sprechen über erotische Phantasien (KG 29), er ist geizig, zudem BMW-Fahrer und hochempfindlich, was dieses Fahrzeug betrifft (KG 14). Seine Karenz ist eine Flucht vor dem Mobbing eines Kollegen, seine Rachephantasien diesem gegenüber sind, darüber herrscht beim Ire und dem Ich-Erzähler Einigkeit, ziemlich bieder (KG 58). Bei Witzen, die er nicht versteht, schaut er »[v]orsichtshalber [...] mittelgradig beleidigt.« (KG 67)

Dazwischen steht nun der Ich-Erzähler, Anfänger im Fliegenfischen und übermüdet, weil er vom Nachtdienst kommt. Urteile über sich selbst fällt er selten (und selten welche von Belang, vgl. nur etwa KG 13, 33, 106), das eine oder andere lässt sich jedoch erschließen: ein mitunter aggressiv verteidigtes Überlegenheitsgefühl

Julian gegenüber und seine Bewunderung für den Iren, dessen Weisheiten er sogar glaubt, wenn dieser offensichtlich bloß geraten hat (KG 41), und gegen den er nur ausnahmsweise und höchst vorübergehend aufbegehrt. In diesen Fällen ist es seine Schwäche für die Frau des Iren, die den Ich-Erzähler umtreibt (z.B. KG 53f., 103) oder bloß Erschöpfung (KG 110). Sein und Julians psychoanalytisches Wissen ist begrenzt (als Psychiater haben sie nicht zwangsläufig eine Lehranalyse hinter sich), während der Ire diesen Diskurs stets im Mund führt und damit die beiden wichtigsten Gesprächsthemen – die sich zudem noch an zentraler Stelle überschneiden – dominiert. Somit entsprechen einander das physische Erscheinungsbild der Protagonisten und das diskursive Machtgefälle innerhalb des Romans sehr deutlich.

Symptome und Diagnosen unter Anglern

Angesichts der drei Protagonisten und ihrer Ausrüstungsgegenstände drängen sich einige Diagnosen auf, die, bei aller Vorsicht dem Diagnostizieren von Romanfiguren gegenüber, kurz angedeutet werden können. Julians Geiz beispielsweise gibt für die klassische, mitunter vulgarisierte Analyse einiges her. Auch der Ire zeigt schon auf den ersten Blick eine gewisse Exzentrik im Umgang mit materiellen Dingen: Seine Ausrüstungsgegenstände sind vorrangig dieselben, die er immer schon verwendet hat. Dies sei eine Methode, so diagnostiziert an anderer Stelle seine Frau, eine Sozialphilosophin, »wie die Menschen in Zeiten exponentieller Veränderungsbeschleunigung etwas wie Erfahrungssicherheit gewinnen können. Sie tun es [...], indem sie nach wie vor über Jahrzehnte dasselbe Bett oder denselben Klobesen benützen« (KG 53).

Fliegenfischen ist für ihn reines *l'art pour l'art*, wahrscheinlich hat er noch nie einen Fisch getötet (KG 50), am allerwenigsten die von ihm verehrten Äschen (KG 47f.); dementsprechend begeistert er sich für die Legende vom unfangbaren Brückenfisch (KG 67f.) und für ein Fischen mit ungeeignetem Köder an Stellen, wo es keine Fische gibt: »Das ist reine Kunst«, sagt er dann, »völlig losgelöst von irgendeinem Zweck« (KG 69f.; man denke an die Äußerung von Charles C. Ritz, siehe S. 55). Das nimmt im Laufe der Erzählung durchaus neurotische Züge an (um hier weiter vulgäranalytische *Topoi* zu bedienen) und schließt darüber hinaus an eine Stelle des ein Jahr zuvor erschienenen Romans *Über Raben* an, in der eine ähnliche Hemmung im Kontext einer Sportart diskutiert wird – das Hakeneinschlagen beim Klettern: Der Protagonist kann hier

mit der fanatischen Haltung gewisser Leute, unter keinen Umständen ein Stück Eisen in die heiligen Berge zu treiben, nichts anfangen. »Deflorationsphobie«, hatte Robert Fauler immer wieder gesagt, »die Angst des Kletterers vor der blutigen Realität der Penetration« [...]. (ÜR 115)

Kaum weniger gravierend stellen sich in der entsprechenden Kontextualisierung gewisse Charakterzüge des Ich-Erzählers dar; zwar ist dieser kein geeichter Fliegenfischer, dementsprechend ist er hinsichtlich der hier anfallenden Fetischismen eher Beobachter. Zahlreiche andere Gegenstände allerdings, mit denen er hantiert (vor allem in seiner Imagination), lassen sich sehr wohl als Fetische entziffern. Ebenso unter psychoanalytischen Prämissen alarmierend ist sein ambivalentes Verhältnis zum Iren als Vaterfigur, das sich in Phantasien äußert, in deren Verlauf der Ire an Krebs erkrankt und stirbt (KG 54f., 84). Dazu kommt sein Zwang, Vermutungen über die Gedankengänge anderer anzustellen (dem freilich der Gutteil der Narration zu verdanken ist). Und es gibt einen blinden Fleck in seiner Selbstwahrnehmung, der für die Art, wie diese Geschichte erzählt wird, von großer Tragweite ist: »Wir sprechen [...] über die Frage, ob man als Psychiater zwangsläufig eine verschrobene Lebenshaltung annehme. Ich denke nicht wirklich darüber nach.« (KG 111f.)

Im Verlauf des Tages drehen sich die Gespräche der Protagonisten im weiteren Sinne um, kurz zusammengefasst, psychologische bzw. krypto- und vulgärpsychoanalytische Perspektiven auf das gemeinsame Tun; zwar werden auch verschiedene nicht-tiefenpsychologische Schulen ins Feld geführt, der wichtigste Referenzrahmen allerdings, der einzuordnen hilft, was man gerade tut, bleibt die Psychoanalyse: Viel von dem, was beim Fliegenfischen als psychoanalytisch deutbares ›Material‹ anfällt, ist den Protagonisten durchaus transparent. Da wäre das mit den Wathosen einhergehende Windeltragegefühl, das sehr gut zum Gang ins Wasser passe, immerhin sei dieses das »Urelement der Mütterlichkeit« (KG 66); da wäre auch der Unterschied zwischen Fliegen- und Karpfenfischern (KG 12), der Fehlschluss, dass man gleich depressiv sei, nur weil man unscheinbare graue Fliegen verwendet (KG 61f.), ebenso die Idealisierungsbereitschaft der BMW-Fahrer ihren Autos gegenüber (KG 28) und die Pragmatisierung als vorweggenommener Selbstmord des Beamten (KG 23f.). Vom halbsteifen Knie Julians dürfe man diesem gegenüber nicht sprechen, »und schon gar nicht darf man den Begriff ›halbsteif‹ in Gegenwart eines Psychoanalytikers verwenden« (KG 21).

Insgesamt stimmt wohl in den meisten Fällen, was der Ich-Erzähler zur Wathosen-Deutung des Iren bemerkt: »Ich glaube, das ist überhaupt der Trick der Psychoanalyse, dass sie nach außen hin die Möglichkeit offen lässt, sie könne sich selbst nicht ernst nehmen.« (KG 66) Wie ernst die Analysen des Iren von diesem tatsächlich gemeint sind, weiß der Ich-Erzähler nie (er nimmt sie wohl zu oft für bare Münze). In gewisser Weise befindet er sich damit in der Position, die in Hinsicht auf das Textganze der Leser bzw. die Leserin einnimmt: Liefert doch der Text über das den Protagonisten transparente ›Material‹ hinaus eine Unzahl an psychoanalytisch deutbaren Konstellationen, deren Stellenwert keineswegs klar ist.

Dazu kommt, dass der Eindruck einer vermeintlich unbeschränkten Menge an ›Material‹ zweifellos auch der Tatsache geschuldet ist, dass die psychoanalytische

Sprache hochgradig kontagiös ist. Das tritt in den von den Protagonisten ausgehenden Deutungen selbst zutage, das betrifft aber auch und vor allem jedes andere Element der Handlung – insbesondere die in ihr vorkommenden materiellen Gegenstände. Die Narration des Ich-Erzählers liefert unter diesem Gesichtspunkt eine stets verräterisch scheinende, mit zahlreichen Deutungsanreizen (um nicht zu sagen: Ködern) ausgestattete Textur. Diesbezüglich am ergiebigsten sind – wie zu erwarten – die Tagträume.

Aber auch in der Wortwahl der Narration sowie der direkten Rede schlägt sich der psychoanalytische Gestus des Durchschauens nieder. Etwa ein Dutzend Mal – auf die Strecke von knapp hundert locker bedruckten Seiten – weist der Text die Formulierung »in Wahrheit« auf; »in Wahrheit« wisse man nicht, woher der Ire seinen Namen habe (KG 13), »in Wahrheit« würde Julians Frau diesen nur verlassen, »weil sie öfter vögeln möchte« (KG 21), »in Wahrheit« würde Julian den Iren gerne auf dessen technische Fehler hinweisen (KG 76), »wünscht sich Julian die Absolution für alle Fische, die er jemals totgeschlagen hat« (KG 51), sind Gemeindespitäler gegen so gut wie nichts versichert (KG 23). Im Gestus des »in Wahrheit« wird deutlich, worum es geht: Um den Blick auf eine Bedeutungsschicht, die sich womöglich »hinter« den referierten Geschehnissen, Phantasien und Gesprächen befindet. Es geht um ein vermeintliches Lesbar-Machen der Oberfläche des Hantierens mit Angel und Köder nach psychoanalytischer Lexik, das dann die oben erwähnten Vätermorde und Kastrationsakte offenlegt.

Die Freud'sche Urszene am Fluss

Das Werkzeug, das beim Fliegenfischen eingesetzt wird, hat nicht zuletzt eine geschlechtliche Konnotation. Hier betrifft das vor allem die Köder, Streamer und Nymphen: In einer der ersten Imaginationen, in denen das Mädchen von der Autobahnraststätte eine Rolle spielt, werden ihr die Köder ganz im Wortsinn »assoziiert«: »Dann nehme ich die Perlenstecker aus ihren Ohren und hänge zwei Streamer vom Typ Marabou Muddler ein, links einen gelben, rechts einen roten. Sie sieht umwerfend aus.« (KG 38) Die Bezeichnung »Nymphen«, die einen Köder meint, der ein bestimmtes Larvenstadium imitiert, tendiert mit ihrer Etymologie (griech. »junges Mädchen«) und ihrer mythologischen Bedeutung fraglos in dieselbe Richtung; der mythologische Hintergrund wird zudem in den späteren, am und im Fluss angesiedelten Phantasien des Ich-Erzählers reaktiviert.

Es gibt, wie erwähnt, Fälle, in denen zumindest dem Ich-Erzähler die psychoanalytischen Implikationen unklar bleiben; ein solcher ist auch der folgende, wobei diese Lesbarkeit hier vom Iren selbst abgestritten wird und dadurch umso deutlicher im Raum steht:

Der Ire trägt wie immer seine stahlblaue Jacke, von der er behauptet, in ihr würden ihn die Fische nicht erkennen, da er sich vom Himmel nicht abhebe. Die echten Freaks befassen sich nicht nur mit oralen Überlistungsstrategien, das heißt, mit der Frage ›Was frisst der Fisch?‹, sondern vor allem mit dem Problem ›Was sieht der Fisch von unten?‹. Das habe nichts mit Psychoanalyse zu tun, behauptet der Ire. (KG 65f.)

Einerseits hat der Ire recht: Die Perspektive des Fisches ist schon deshalb von Interesse, weil es beim Fliegenfischen um Täuschung geht, die nur funktioniert, wenn sie die Voraussetzungen des zu Täuschenden berücksichtigt; die Sicht des Fisches ist folglich – wie erwähnt – ein Thema, dem auch in der Fachliteratur einige Beachtung geschenkt wird. Darüber hinaus jedoch hat die Passage sehr wohl etwas mit Psychoanalyse zu tun, indem nämlich die sexuelle Konnotation von Angel und Köder schon längst eingeführt wurde; der Blick des Fisches richtet sich auf den so semantisierten Köder. Dieser Blick ›von unten‹ klingt an einen anderen prominenten ›Blick‹ in den Kontexten der Erzählung an: den Blick des Knaben ›von unten her‹, den Kern der Freud'schen Fetischismus-Theorie. Mit diesem Blick setzt Freud zufolge die Kastrationsangst und mitunter die lebenslange Bindung des Mannes an einen Fetisch ein.

Der Fetisch ist gemäß der Freud'schen Deutung ein Penisersatz, und zwar nicht der Ersatz eines beliebigen, sondern eines bestimmten, ganz besonderen Penis, der in frühen Kinderjahren eine große Bedeutung hat, aber später verloren geht. [...] Um es klarer zu sagen, der Fetisch ist der Ersatz für den Phallus des Weibes (der Mutter), an den das Knäblein geglaubt hat und auf den es – wir wissen warum – nicht verzichten will.⁶⁶

Wie erwähnt besteht der Fetisch in der Weigerung, die ›Kastration‹ des Weibes anzunehmen, da diese bedeuten würde, dass auch der eigene Penis gefährdet sei. Der Fetisch hat die Aufgabe, in der Wahrnehmung des (männlichen) Kindes ersatzweise als weiblicher Phallus zu fungieren, als Garant der Unantastbarkeit der eigenen körperlichen Vollständigkeit. Der Blick des Knaben, der die erschreckende Tatsache aufdeckt – und diese, sollte der Schock zu groß sein, gleich wieder verleugnet –, ist der Blick des Knaben »von unten, von den Beinen her«⁶⁷ (auch abseits der Freud'schen Formulierung ein Topos psychoanalytischer Fetischkonzepte)⁶⁸.

Nun ist auch der Fisch in der *Kurzen Geschichte* in dieser Position, seinen Blick »von unten, von den Beinen her« nach oben zu richten – auf die Fliege. Diese hat einerseits geschlechtliche Konnotationen; andererseits ist sie wesentlich Ersatz,

66 Freud, Fetischismus (1948 [1927]), S. 312.

67 Ebd., S. 314.

68 Vgl. Smirnof, Die fetischistische Transaktion (1972 [1970]), S. 84, der die Rede von der fetischistischen ›Froschperspektive‹ auf den weiblichen Körper zitiert.

Täuschung: Sie ist, ganz konkret, kein echtes Beutetier, sondern dessen Fälschung; von dem Ersatz, den sie für den Fliegenfischer leistet, wird noch die Rede sein. Ebenso ist jedenfalls der Fetisch bloßes Substitut dessen, was der Knabe im entscheidenden Moment an der Mutter zu sehen erwartet und an dessen Stelle er eine bedrohliche Abwesenheit erblickt.

Die Urszene des Freud'schen Fetischismus wird also an den Fluss, ins Handwerk des Fliegenfischens verlegt – vorerst noch mit dem Fisch an Stelle des Knaben mit seiner Kastrationsangst. Die Phantasien des Ich-Erzählers jedoch nehmen später die Konstellation aus der Äußerung des Iren wieder auf, den Fisch diesmal durch einen Menschen, Julian, ersetzend. In einer Imagination des Ich-Erzählers stürzt Julian und ertrinkt:

Er kippt nach hinten, schlägt mit den Armen kurz um sich und verschwindet unter Wasser.

Ich finde ihn nur fünfzehn Meter flussabwärts am Rand der Hauptrinne. Er hängt mit dem rechten Unterschenkel an einem Felsblock fest und liegt in geringer Tiefe mit dem Rücken auf Grund. Er hat das eine Auge weit geöffnet, den Mund ebenso. Ich gehe zurück ans Ufer und hole meine Angel. Ich ziehe einige Armlängen Schnur von der Rolle, lege sie aufs Wasser und lasse sie über ihn hinwegtreiben. »Was hast du von unten gesehen?«, werde ich ihn fragen [...]. (KG 98f.)

Nicht nur offenbart die Drastik der Szene die latente Aggression, die der Ich-Erzähler Julian gegenüber hegt, auch hat sich nun der erste Blick von unten, der des Fisches, der Freud'schen Urszene durch eine vielsagende Verschiebung noch weiter angenähert: Hier figuriert Julian als Knabe, und seine ›Kastrationsängste‹ waren dem Text im Ganzen schon vielfach ablesbar. Was er von unten sieht, wird durch die Engführung mit dem Blick des Knaben bei Freud zum Fetisch. Noch im vorletzten Absatz des Buches wird der Ich-Erzähler kurz daran denken, dass er Julian noch »nach dem Anblick der Flugschnur von unten fragen muss.« (KG 112)

Fetischistische Gewalttaten

Die zentrale Szene, um die der Fetischismus kreist, ist die der Kastration; die in der Urszene bloß gefürchtet wird, deren offensichtliches Ergebnis allerdings direkt vor Augen zu stehen scheint. Stellen, die sich um verlorene, verschenkte, verborgte, entfernte, gefährdete oder beschädigte Phallussymbole drehen, weist der Text in großer Zahl auf. Das beginnt mit der in Gegenwart des Analytikers nicht ratsamen Erwähnung des Wortes »halbsteif« (KG 21). In einem Tagtraum des Ich-Erzählers ist die verwendete Symbolik der Freud'schen Traumdeutung entnommen. Gerade fährt er dem imaginierten Mädchen auf dem Fahrrad hinterher, als

das Mädchen schließlich rechts ausschert, einen flachen Wiesenhang hinabrollt und das Rad einfach liegen lässt. Es geht ein Stück das Ufer entlang, bis zu einer kleinen Halbinsel. Dort bleibt es stehen und sieht zwei Männern zu, die dabei sind, eine mächtige Kopfweide zu beschneiden. (KG 32)

»Der auffälliger und beiden Geschlechtern interessante Bestandteil des Genitales, das männliche Glied, findet symbolischen Ersatz erstens durch Dinge, die ihm in der Form ähnlich, also lang und hochragend sind, wie: S t ö c k e, S c h i r m e, S t a n g e n, B ä u m e und dgl.«⁶⁹, heißt es in einem von Freuds Texten zur Traumdeutung. Dementsprechend spräche dieser Tagtraum von einer Kastration – der Beschneidung des Baumes –, durchgeführt von zwei Männern, womit ein Licht auf die Konkurrenzsituation zwischen den drei Fliegenfischern geworfen wäre. Vom Iren lässt sich der Ich-Erzähler den Phallus borgen (KG 105), von Julian stiehlt er ihn einfach, in einem Akt von Leichenflederei, innerhalb einer Imagination, im Zuge derer Julian leblos unter Wasser treibt (KG 100); den ergatterten Phallus bzw. sogar eine ganze Blechdose voller ›Phalli‹ macht er daraufhin dem Mädchen zum Geschenk (KG 101).

Die Freud'sche Urszene ist nicht zuletzt mit Gewalt verbunden: Der Knabe fürchtet sie, an der Mutter vermeint er sie schon ausgeführt zu sehen. Doerte Bischoff nun rückt – Freud um einen entscheidenden Punkt ergänzend – am vermeintlichen Mangel der Frau bzw. der Mutter gerade den Vorgang in den Blick, der diesem Mangel zwangsläufig vorausgehen muss:

Indem das Kastriertsein als ein Kastriertwerden vor Augen geführt wird, erscheint auch die grundlegende These von der weiblichen Verkörperung des Mangels in einem anderen Licht, sofern diese nicht als anzuerkennende oder zu verleugnende Gegebenheit, sondern ihrerseits als Effekt eines gewaltsamen, am weiblichen Körper agierten Aktes beschrieben wird.⁷⁰

Der Fetischismus erfordert also ein als defizient empfundenes Bild von Weiblichkeit, zudem die imaginierte gewaltsame Zurichtung der Frau. Gleichzeitig wird dem Fetischisten die um das Verlorene künstlich wieder erweiterte Frau zur unbedingten Voraussetzung. Zerstückelung, Entmachtung des weiblichen Gegenüber und dessen Neuschaffung aus Heterogenem – der Fetischist weiß ja um die Künstlichkeit seines Ersatzes, »dennoch aber ...« – gehen hier Hand in Hand.

Es ist diese Szene des scheinbar paradoxen Kastrierens der Frau, die auch in der *Kurzen Geschichte vom Fliegenfischen* dargestellt ist, und zwar in einem der Tagträume des Ich-Erzählers:

69 Freud, Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse (1940 [geh. 1915/17]), S. 156; vgl. ders., Über den Traum (1942 [1901]), S. 697.

70 Bischoff, Poetischer Fetischismus (2013), S. 38.

Wir hätten dem Mädchen Julians Zweitrute zum Halten geben oder ihm auf jener Schotterbank Steine auf die Stiefel häufen können, denke ich. Dann stelle ich mir vor, wie wir dem Mädchen die Jacke ausziehen, die Ärmel des Pullovers hochschieben und ihm mit einer winzigen Haarschneidemaschine den Flaum von den Unterarmen scheren. Die Härchen packen wir in eine Kunststoffdose mit durchsichtigem Deckel. Später wird einer von uns Fliegen daraus binden. Am ehesten der Ire, der kann es am besten. (KG 39f.)⁷¹

Die bewegungsunfähig gemachte Frau wird also von den drei Männern entkleidet – ob dies gegen ihren Willen geschieht, spielt in der Imagination überhaupt keine Rolle – und geschoren. Dieses Abschneiden der Haare steht in einer ganz bestimmten, nur leicht verdeckt anzitierten ›Tradition‹: der des Zopfabschneiders. Dabei handelt es sich um einen Fetischisten, dessen Fetisch auf eine ganz wörtliche Abtrennung, nämlich die weiblicher Zöpfe abzielt. »[D]ie ›Zopfabschneider‹ spielen, ohne es zu wissen, die Rolle von Personen, die am weiblichen Genitale den Akt der Kastration ausführen«⁷², so Freud, der sich dabei schon auf die Vorarbeiten etwa von Binet und Krafft-Ebing beziehen kann.⁷³

Schon hier also, wohlgemerkt noch bevor in der *Kurzen Geschichte* die Freud'sche Urszene des Fetischismus anklingt, wird eine im psychiatrischen Kanon prominente Methode der Fetisch-Gewinnung ins Spiel gebracht. Der Ich-Erzähler imaginiert eine symbolische Kastration der Frau, das Scheren ihrer Armbehaarung, als Voraussetzung der Herstellung des Fetischs, des Bindens der Fliege. (Dass diese Tätigkeit wiederum dem Iren überlassen bleibt, ist ebenso vielsagend.) Das Fliegenfischen als insgesamt fetischistischer Akt wird so in engen Zusammenhang mit Gewalt gebracht, der gewaltförmigen Herkunft des Fetischs, letztlich der gewaltvollen Zurichtung von Weiblichkeit.

Zu den am Fluss verübten Gewalttaten zählt nicht zuletzt auch der Vaternord. Er trifft den Iren: einerseits von Seiten des Ich-Erzählers, der in seinen Imaginationen den Konkurrenten aus dem Weg räumt, andererseits von Seiten Julians, dessen Gewalttat eine reale sein wird und wie keine zweite die Überschneidung von fliegenfischerischen und psychoanalytischen Konflikten im Text markiert.

71 Vorbereitet wird diese Szene schon in einem früheren Tagtraum, in dem das Mädchen Fahrrad fährt und »die Bluse hinten langsam aus dem Rockbund rutscht.« (KG 30) Ihre Entkleidung wird in der oben zitierten Passage – unter anderen Vorzeichen – fortgeführt.

72 Freud, Eine Kindheits Erinnerung des Leonardo da Vinci (1943 [1910]), S. 166.

73 Vgl. Binet, Le fétichisme dans l'amour (1887) und Krafft-Ebing, Psychopathia sexualis (ab der Auflage von 1891). »Bei der Haussuchung«, so eine Fallgeschichte bei Krafft-Ebing, »fand man 65 Zöpfe und Haarflechten, sortiert in Paketen vor«. – Krafft-Ebing, Psychopathia sexualis (14. Aufl. 1912), S. 191.

Julian und der Ire stellen im Text die zwei Pole der ambivalenten Haltung gegenüber dem Fetisch, hier dem Fisch, dar, wie sie auch außerhalb des Textes existiert; erinnert sei an den Widerspruch, der zwischen der Stilisierung des Fisches zum ›edlen Tier‹, zum ›König‹, und seiner gewohnheitsmäßigen Tötung besteht, und an die daraus resultierenden Auseinandersetzungen zu ›Catch & Release‹. Der Ire, soviel vorweg, vertritt letzteres; dementsprechend fordert er Julian zum widerhakenlosen Angeln auf, was dieser aber verweigert (KG 35f.). Als Julian einen Fisch fängt, einen Seesaibling, kann der Ire dem Fisch den Widerhaken »relativ unblutig« entfernen, jedoch greift Julian nach seinem ›Priest‹, einem Stab mit Schlaufe und Messingkopf, der zum Töten des Fangs dient (KG 49):

Er greift mit der rechten Hand in seine Westentasche, holt dieses Stahlding mit Messingkopf und Lederschlaufe hervor und lässt es auf die Stirn des Saiblings niedersausen. Der Ire reißt seine Hände weg und macht einige Schritte rückwärts. Julian schlägt noch zweimal zu. Die Delle im Kopf des Fisches springt auf wie eine hellrote Blüte. Ein feines Vibrieren geht durch seinen Körper.

Julian zieht das Messer und hat offenbar vor, den Fisch an Ort und Stelle auszunehmen. In diesem Moment steht der Ire über ihm. Er hat die Arme an den Seiten nach unten gestreckt, die Hände zu Fäusten geballt und einen Blick wie ein Gott. (KG 92f.)

Der Ire schlägt Julian nun in die Flucht, der daraufhin in den Bärenklau stürzt – eine Pflanze mit fototoxischem Saft, der schmerzhafte Schwellungen und Blasenbildung verursacht.

Zwischen Beute und Gerätschaft eskaliert also diese Szene. Ihr Verlauf und die Motivation der beiden sind zum einen im landläufigen Sinn psychologisch bzw. psychoanalytisch nachvollziehbar: entlang der Struktur der Kastrationsdrohung und des Fetischismus etwa.⁷⁴ Zugleich wird dieser psychoanalytische Topos auf Handlungsebene ›ausbuchstabiert‹: An den beiden Requisiten, dem Priest und dem Fisch, zeigt sich überdeutlich die Ambivalenz des Fetischs – als Mittel der Ermächtigung, das gleichzeitig das Moment der Bedrohung aktualisiert: Aus Julians Perspektive begegnet der Priest als penetrierender Phallus, aus Perspektive des Iren der getötete Fisch als Memento der Kastration. Ein zwiespältiges psychologisches Konzept wird hier in die äußere Handlung und auf zwei Figuren projiziert; der Zwiespalt im Fetisch findet sich wieder als Konflikt zwischen Fetischisten – ein verdecktes *mise en abyme*, könnte man sagen, mit vernehmbar satirischem Unterton.

74 Volker Mergenthaler bringt übrigens unter Verweis auf einen weiteren Intertext – Robert Altmans *Short Cuts* – ebenfalls eine entlang psychoanalytischer Motive sexualisierte Lesart für Julians Tötungsakt ins Spiel. Vgl. Mergenthaler, »Bitte keine Politik« am 11. September (2013), S. 197f.

Auch die Haltung des Iren ist im Verlauf der Handlung nicht durch bloße Vernunftgründe, sondern nur durch ein idiosynkratisches Verhältnis zu Fischen zu erklären. Er schätzt ja den Fisch vor allem als unangetasteten, wie etwa die mythischen Brückenfische (KG 67f.); auch projiziert er Eigenschaften in das Tier (vor allem in die Äsche), die dieses nicht unbedingt hat, wodurch es umso besser als Projektionsfläche erkennbar wird.

Mit Blick auf Texte Freuds zeigt der Fisch hier überraschend deutliche Züge des Totemtieres, wie es in Freuds anthropologischer Fassung des Ödipuskomplexes, *Totem und Tabu*, dargestellt wird. Freud erkundet darin den Ursprung des (sich mit dem Fetisch übrigens weitläufig überschneidenden, siehe Kap. IV.1) Totems als Stammeszeichen. »Was ist nun der Totem?«, fragt Freud, um festzustellen:

In der Regel ein Tier, ein eßbares, harmloses oder gefährliches, gefürchtetes, seltener eine Pflanze oder eine Naturkraft (Regen, Wasser), welches in einem besonderen Verhältnis zu der ganzen Sippe steht. Der Totem ist erstens der Stammvater der Sippe, dann aber auch ihr Schutzgeist und Helfer, der ihnen Orakel sendet, und wenn er sonst gefährlich ist, seine Kinder kennt und verschont. Die Totemgenossen stehen dafür unter der heiligen, sich selbstwirkend strafenden Verpflichtung, ihren Totem nicht zu töten (vernichten) und sich seines Fleisches (oder des Genusses, den er sonst bietet) zu enthalten. Der Totemcharakter haftet nicht an einem Einzeltier oder Einzelwesen, sondern an allen Individuen der Gattung.⁷⁵

Gleich mehrfach entsprechen diese Zuschreibungen und Handlungsanweisungen der *Kurzen Geschichte*: Das Totemtier gilt (hier: dem Iren) als unantastbar, die Verletzung des Totemtiers erweist sich auch hier als »selbstwirkend strafend[]«, indem Julian sich die Verätzung durch den Bärenklau im Zuge seiner Flucht gewissermaßen selbst zufügt.

Wichtiger als diese Parallelen jedoch ist die Entstehung des Totems, wie Freud sie konstruiert: Das (bei Freud noch: »der«) Totem entspringt dem »Urmord« am Vater; der Totemismus setzt »den Vater an Stelle des Totemtieres«⁷⁶. Diesen Mord vollbringt die »Urhorde« aus Gründen der Paarungskonkurrenz, weil der Stammvater die Weibchen für sich beansprucht (auch der Ire bewacht seine Frau eifersüchtig

75 Freud, *Totem und Tabu* (1940 [1913]), S. 7.

76 Ebd., S. 159.

gegen das Interesse des Ich-Erzählers⁷⁷). Befähigt hat sie dazu »[v]ielleicht [...] ein Kulturfortschritt, die Handhabung einer neuen Waffe« – hier: des Priesters.⁷⁸

Am Fluss spielt sich mittels der »neuen Waffe« das ab, was Freud in vorzivilisatorischen Zeiten und zugleich im Übergang in die kindliche Latenzphase ansiedelt. Von der einen Szene sind die Protagonisten phylogenetisch, von der anderen ontogenetisch weit entfernt, und dennoch geraten die dort agierenden Konfliktparteien, Vater und Kind, Stammvater und Sippe, erneut aneinander: in einer Konfrontation, die bei aller Komik doch gehöriges Aggressionspotenzial offenlegt.

Zugleich wird hier ausagiert, was den zentralen Konflikt des als Fetischdienst verstandenen Angelsports ausmacht: die Tötung des verehrten Tiers. Der Tötungsakt wird, indem der Text die Anwendung des Priesters detailliert beschreibt (und tatsächlich ästhetisiert), explizit gemacht. Das ist, im Kontext des fliegenfischerischen Diskurses, der eigentliche Skandal. Der tendenziellen Unterschlagung der Gewalt im Diskurs steht die deutliche Abbildung im literarischen Text gegenüber – der zugleich mit dem Material auch die Kontexte zu einer Diagnose liefert.

5. Die Destabilisierung psychoanalytischer Lesarten

Ein so drastisches Urteil über das Fliegenfischen, wie es sich innerhalb und außerhalb der *Kurzen Geschichte* aus der Konfrontation des Sports mit psychoanalytischen Kontexten ergibt, wirft natürlich die Frage nach dem Stellenwert solcher Lesarten auf. Kann es die Pointe eines solchen Textes sein, eine Randsportart als zutiefst gestört hinzustellen? Anders, methodischer gefragt: Lässt sich aus dem Naheverhältnis zweier Diskurse nichts anderes als deren reibungslose – und hier: alarmierende – Übereinstimmung ablesen?

Tatsächlich wird im Text in letzter Konsequenz nicht so sehr das Fliegenfischen analysiert als vielmehr die Psychoanalyse vorgeführt. Das geschieht quantitativ und qualitativ: Einerseits wird mehr als eine mögliche Lesart des Fliegenfischens

77 Wie Freud selbst anmerkt, decken sich diese Verhältnisse mit dem Ödipuskomplex (vgl. ebd., S. 160); im Verlauf der Argumentation zieht Freud den Fall des »kleinen Hans« heran, der »einen Anteil seiner Gefühle von dem Vater weg auf ein Tier verschiebt. [...] [D]as Kind befindet sich in doppelsinniger – ambivalenter – Gefühlseinstellung gegen den Vater und schafft sich Erleichterung in diesem Ambivalenzkonflikt, wenn es seine feindseligen und ängstlichen Gefühle auf ein Vatersurrogat verschiebt.« – Ebd., S. 157.

78 Ebd., S. 171. Die Folge der Tat ist, wie Freud mutmaßt, ein umfassendes Schuldbewusstsein. Der eigentliche Kulturfortschritt sind nun die daraus resultierenden Tabus, die wiederum Grundlage für einen bedeutenden zivilisatorischen Schritt sind: Ergebnis der »verbrecherischen Tat« sind »die sozialen Organisationen, die sittlichen Einschränkungen und die Religion.« – Ebd., S. 172.

entlang psychoanalytischer Topoi nahegelegt (schon die Gleichzeitigkeit von fetischistischer und totemistischer Lesart im vorangegangenen Abschnitt wies in diese Richtung). Andererseits werden die provozierten Lesarten parodistisch überschritten.

Weitere Urszenen des Fliegenfischens: Fadenspule, Übergangsobjekt

Die fetischistische ist nicht die einzige Urszene aus Freuds Schriften, die in die *Kurze Geschichte* Eingang gefunden hat – auch nicht die einzige, deren Kern ein materieller Gegenstand ist. An einer Stelle räsoniert der Ich-Erzähler über die üblichen biographischen Anfänge des Fischens, das Angeln mit Nylonschnur und Korken im Kindesalter (KG 79), um dann gleich daran zu denken, was seine Freundin von solchen »Geschichten« hält. Dabei wird die Rede vom Flaschenkorken unauffällig ersetzt durch die von einem anderen, bedeutsamen Gegenstand:

Lea sagt, sie halte diese Art von Geschichten überhaupt nicht aus: Vaterloser Bub sitzt mit Fadenspule am Fluss und träumt vom großen Fang, welcher natürlich nicht kommt, was dazu führt, dass der vaterlose Bub aufsteht, sich am Riemen reißt und ein erfolgreicher Bauunternehmer oder plastischer Chirurg wird. Ich sage dann, dass es der Realität völlig wurscht ist, ob man sie aushält oder nicht, und sie sagt, die Realität sei doch wohl etwas, das gemacht werde und nicht einfach so existiere, und ich sage, ja, von den Buben mit den Fadenspulen werde sie gemacht und sie ärgert sich. (KG 79f.)

Wie gerät nun die Fadenspule in den Text? Gerade im bisherigen Zusammenhang kann man die Signifikanz der Wortwahl kaum übersehen: Die Fadenspule tritt auch in Freuds Werk auf, auch dort wird sie ausgeworfen und wieder eingeholt. Es geht um die Situation, in der sich ein Kind über die Abwesenheit der Mutter trösten muss:

Das Kind hatte eine Holzspule, die mit einem Bindfaden umwickelt war. Es [...] warf die am Faden gehaltene Spule mit großem Geschick über den Rand seines verhängten Bettchens, so daß sie darin verschwand, sagte dazu sein bedeutungsvolles o—o—o und zog dann die Spule am Faden wieder aus dem Bett heraus, begrüßte aber deren Erscheinen jetzt mit einem freudigen »Da«. [...]

Die Deutung des Spieles lag dann nahe. Es war im Zusammenhang mit der großen kulturellen Leistung des Kindes, mit dem von ihm zustande gebrachten Triebverzicht (Verzicht auf Triebbefriedigung), das Fortgehen der Mutter ohne Sträuben zu gestatten. Es entschädigte sich gleichsam dafür, indem es dasselbe Verschwin-

den und Wiederkommen mit den ihm erreichbaren Gegenständen selbst in Szene setzte.⁷⁹

Das Spiel findet in einer Situation der Angst statt: Die Angst vor dem Verlust des geliebten Objekts (hier der Mutter) entspricht der Angst um die eigene Unversehrtheit, vor der überhandnehmenden Bedürfnisspannung, der Desintegration.⁸⁰ Durch die im Verschwinden-Lassen abgewandelte Wiederholung der traumatischen Erfahrung kann das Kind diese Angst verarbeiten.⁸¹

Parallel zur etwas kryptischen Auseinandersetzung zwischen den beiden Figuren, die sich womöglich um klischeehafte Vorstellungen vom Angeln als einer ›Schule des Lebens‹ dreht, bietet diese Passage der *Kurzen Geschichte* eine alternative psychoanalytische Lesart des Angelns – und der Psychoanalyse. Das endlose Auswerfen und Wiedereinholen der Angel entspricht dem »Fort-Da« des Kindes, das seine Angst durch Wiederholung bannt; so ist das Fischen im Fluss tatsächlich eine Trockenübung in Verlustbewältigung. Lea allerdings hält »diese Art von Geschichten überhaupt nicht aus« – aber welche Art von Geschichten ist hier gemeint? Offenbar solche, in denen das Kind den Verlust durch eine erfolgreiche Symbolisierungsleistung verwinden und sich sodann der Wirklichkeit stellen kann. Dieser optimistische Ausgang wird nicht nur hier, sondern auch in der prominenten Neuformulierung des klassisch Freud'schen Topos bei Lacan in Zweifel gezogen.⁸²

Leas Einwand lässt sich nun unter Einbezug des intertextuellen Verweishorizonts dahingehend lesen, dass eben diese biographische Abfolge schlicht eine Konstruktion sei (›Realität sei doch wohl etwas, das gemacht werde‹); tatsächlich sei der Verlusterfahrung auch mit dem symbolischen ›Mord am Ding‹ nicht beizukommen. Die Antwort des Ich-Erzählers (›von den Buben mit den Fadenspulen werde

79 Freud, *Jenseits des Lustprinzips* (1940 [1920]), S. 12f.

80 Vgl. Freud, *Hemmung, Symptom und Angst* (1948 [1929]), S. 167ff.

81 Vgl. Freud, *Jenseits des Lustprinzips* (1940 [1920]), S. 13-15. Wofür genau Spule und Kind in diesem Spiel stehen, ist allerdings offen: Entweder wiederholt das Kind die Situation der Machtlosigkeit unter neuen Vorzeichen – es ermächtigt sich nun selbst, wird zum aktiven Part (die Spule stünde also für das verlassene Kind) –, oder es lebt seine unterdrückten Rachebedürfnisse der Mutter gegenüber aus, weil es von dieser enttäuscht wurde (die Spule stünde für die Mutter). Zwischen diesen beiden Deutungen des kindlichen Verhaltens schwankt Freud.

82 So polemisiert Lacan gegen die optimistische Lesart der Fadenspulen-Episode als Selbstermächtigung durch eine Symbolisierungsleistung, zeuge sie doch vor allem von der Entfremdung vom eigentlichen Liebesobjekt. Anderswo brachte er die Ersetzung der Mutter durch die Fadenspule, des Dings durch das Symbol mit dem Topos vom ›Mord am Ding‹ in Zusammenhang. Vgl. Lacan, *Das Feld des Andern und zurück auf die Übertragung* (1978 [geh. 1964]), S. 251; ders., *Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse* (1973 [geh. 1953]), S. 71-169, hier S. 166. Zur Herkunft des Topos bei Hegel, Kojève u.a. vgl. Nemitz, »Das Symbol manifestiert sich als Mord am Ding« (2013).

sie [die Realität] gemacht«) wischt ihren Einwand trotzig zur Seite, um ihn jedoch indirekt zu untermauern: Dementsprechend wäre die Version von der erfolgreichen Verlustbewältigung das Konstrukt gerade jener, die an diesem Verlust immer noch laborieren. Der erfolgreiche Lebenslauf (der hier prototypisch im Hausbau und in der plastischen Chirurgie kulminiert) wäre dann eine Abfolge von Ersatzhandlungen, das Fliegenfischen ein Regressionsphänomen, und jede Fassung der Geschichte, die das in Abrede stellt, wäre von vornherein entlarvt.

Zum Fetischismus gesellt sich also ein weiteres Erklärungsmodell für das Handeln der Fliegenfischer – dessen Protagonisten dabei ebenso wenig autonom und frei von korrumpierten Bindungen sind; stattdessen steht nun die Symptomatik einer nicht verwundenen Verlusterfahrung im Raum.

Der Ire ist, seiner Ablehnung anderer Theorieschulen und Therapieformen (der kathym-imaginativen Psychotherapie, der systemischen Familientherapie und des Baby-Watching, KG 31, 110) zum Trotz, keineswegs orthodoxer Freudianer. Durch die Verwendung eines Begriffs bringt er eine Schule zur Sprache, die auf Freud aufbaut, sich jedoch von der klassischen Psychoanalyse entfernt hat. Es geht um das »Wer hat den Längerer«-Klischee:

Jeder glaube, es gehe dabei um Paarungskonkurrenz, also um die Frage ›Wer darf ihn hineinstecken und wer nicht?‹ [...] Und wenn sich auch jeder sage, dass sein Längerer sehr wohl in erster Linie zum Hineinstecken da sei, sagt der Ire, so erhalte er doch weit vor allem Hineinstecken seine zentrale Bedeutung als Selbst-Objekt. [...] Ja, gewissermaßen als metaphorisch aufgeladener Landeplatz für die innerpsychischen Repräsentanzen, die ein jeder von der eigenen Person besitze. (KG 83f.)

Dieser Begriff des Selbst-Objekts lässt sich vorderhand identifizieren als ein Begriff aus der Selbstpsychologie Heinz Kohuts, der mit der Einführung seines Narzissmus-Konzepts seine unfreiwillige Spaltung von der amerikanischen Mainstream-Psychoanalyse herbeigeführt hat. Narzissmus, bei Freud eine Entwicklungsphase des Subjekts und späterhin ein Regressionsprodukt, ist bei Kohut eine »gesunde und aner kennenswerte psychische Konstellation«, die sich im Laufe eines Lebens idealerweise »von primitiven zu gereiften, adaptiven und kulturell wertvollen Formen«⁸³ entwickelt. Erst wenn sich ein stabiles Selbst gebildet hat – durch Befriedigung narzisstischer Bedürfnisse –, kann der Ödipuskomplex durchlaufen werden; dieser verliert also relativ an theoretischer Bedeutung.⁸⁴ Zur

83 Kohut, Überlegungen zum Narzißmus und zur narzißtischen Wut (1975 [1973]), S. 209, 207.

84 Intrikat ist auch das Detail, dass der Ire mit Kohuts Begriff eine Theorie ins Spiel bringt, die den Kastrationskomplex seiner Bedeutung beraubt, was sich natürlich auf die theoretische Stellung des Phallus und damit die Theorie des Fetischismus sowie des weiblichen Penis-

stets notwendigen Aufrechterhaltung des narzisstischen Gleichgewichts sind nun Objekte notwendig, die das Selbstgefühl stärken; und zwar, wie Kohut späterhin feststellt, wohl ein Leben lang.⁸⁵

Ein Selbst-Objekt soll nun die Angelrute des Fliegenfischers darstellen – ein »metaphorisch aufgeladener Landeplatz für die innerpsychischen Repräsentanzen«, der Ort also, der zur Selbstwahrnehmung des Subjekts gehört und diese stützt; soweit leuchtet der Verweis des Iren ein. Allerdings ist unklar, ob Kohut bei diesem Begriff jemals an materielle Objekte gedacht und nicht vielmehr allein die menschliche Umgebung für die (gesunde) narzisstische Besetzung ins Auge gefasst hat – und ob nicht erst im *Krankheitsfall* das materielle Objekt selbst diese Bedeutung erhält.⁸⁶ Gleichzeitig ist gar nicht sicher, dass der Ire »Kohut« meint, wenn er »Selbstobjekt« sagt; »Selbstobjekt« wird oft nicht trennscharf von verwandten Begriffen unterschieden und sehr wohl auch als materielles Objekt gesehen.⁸⁷ So spielt hier noch ein anderes, eng benachbartes Konzept eine Rolle; nicht selten werden nämlich auch Kohuts Begriff des Selbst-Objekts und der 1951 von Donald W. Winnicott eingeführte Begriff des Übergangsobjekts synonym oder anstelle des jeweils anderen verwendet.⁸⁸ Das Übergangsobjekt nach Winnicott

neids auswirkt. »The castrated state is not the biological bedrock of which Freud speaks in ›Analysis Terminable and Interminable‹, the bedrock beyond which analysis cannot go or the psychological ultimate that one can reach. On the contrary, in these instances it is the most superficial layer from which basic insights have then to proceed.« – Kohut, *The Chicago Institute Lectures* (1996 [1974-75]), S. 273. Und: »Now, I do not see, at least not from my own clinical experience, that the narcissistic injury that undoubtedly is connected with the absence of the visible genital in little girls is, in essence, different from the narcissistic injury to the little boy who discovers that his penis is very small as compared with the penis of a grown man.« – Kohut, *The Self in History* (2011 [1974]), hier S. 776. Später verurteilt er den orthodoxen Gesundheitsbegriff der Psychoanalyse, der unambivalente, heterosexuelle und genitale Beziehungen zur Norm erklärte. Vgl. Kohut, *Wie heilt die Psychoanalyse?* (1987 [1984]), S. 24; vgl. Butzer, *Heinz Kohut zur Einführung* (1997), S. 126.

85 Kohut, *Wie heilt die Psychoanalyse?* (1987 [1984]), S. 81f.

86 Im Rahmen eines Seminars stellt er fest: »Letztlich ist alles in der Welt stellvertretend für menschliche Umgebung«, somit funktioniere auch z.B. ein Geschenk nicht per se als Selbstobjekt, sondern erst über den Umweg der »Person, die das für Sie getan hat.« Erst im Zusammenhang mit einer drohenden schizophrenen Desintegration, in deren Rahmen jemand seinen »letzten, fragilen Halt in einem in gewisser Weise externalisierten Teil seines Selbst findet«, erhält das Objekt selbst die betreffende Bedeutung. – Kohut, *Auf der Suche nach dem Selbst* (1993), S. 63, 61.

87 Was wohl damit zu tun hat, dass die jeweiligen AutorInnen nicht kulturwissenschaftlicher Spurensuche, sondern tatsächlicher praktischer Anwendbarkeit verpflichtet sind. Vgl. etwa: Campbell, *Campbell's Psychiatric Dictionary* (2009), S. 888f.

88 Vgl. Tenbrink, *Übergangsobjekt, Übergangsraum* (2000), S. 753; vgl. auch Hartkamp u. Heigl-Evers, *Übergangsobjekt und Selbst-Objekt* (1988).

steht an der Stelle in Raum und Zeit, wo das Kind beginnt, sich die Mutter nicht länger als Teil seines Selbst vorzustellen, sondern sie als Objekt wahrzunehmen. Die Verwendung eines Objektes symbolisiert die Einheit der jetzt voneinander getrennt erlebten Wesen Kind und Mutter *an der Stelle in Raum und Zeit, wo sich ihre Trennung vollzieht*.⁸⁹

Es ist ein mehr oder weniger zufälliges, meist weiches Objekt aus der Umgebung des Kindes – ein »nie versagendes Beruhigungsmittel«⁹⁰. Es ist der »erste[] Besitz«⁹¹, »nicht Teil des kindlichen Körpers [...], [wird] aber noch nicht völlig als zur Außenwelt gehörig erkannt«⁹². Vielmehr fungiert es im intermediären Bereich zwischen Selbst und Welt und ermöglicht schließlich die schrittweise Auseinandersetzung des Kindes mit einer nicht ihm zugehörigen Umwelt, während es selbst langsam seine Besetzung verliert und »in die Rumpelkammer verbannt wird.«⁹³ Später wird seine Rolle von anderen intermediären, d.h. halb subjektiven, halb objektiven Phänomenen übernommen: Winnicott spricht von den gesellschaftlich anerkannten Phänomenen »des Spiels, der Fähigkeit, Kunst zu schaffen und zu genießen, den Phänomenen der Religion und des Träumens« als möglichem Ausgang des Übergangsobjekts, allerdings auch von »jenen des Fetischismus, des Lügens und Stehlens, [...] der Rauschgiftsucht, des Zwangsrituals etc.«⁹⁴ und dem Wiederaufleben des Übergangsobjekts angesichts von Verlustängsten.⁹⁵

Allerhand Spuren führen also zuerst in Richtung einer nicht-pathologischen Deutung des Fliegenfischens. Mit Fadenspuhlen und Übergangsobjekten kündigen sich entspannte Verhältnisse an: in Form von nicht-pathologischen Lektüren der Verhältnisse von Menschen zu ihren geliebten Dingen. Dann jedoch hält jede dieser Lesarten immer auch eine pathologische Option bereit, in der Entfremdung, Regression, psychische Desintegration oder Devianz eine Rolle spielen.

Allerdings: Auf welcher Seite der Grenze zwischen Gesundheit und Krankheit man die drei Protagonisten auch verorten will, vor allem und zuvorderst wird durch das Nebeneinander dieser verschiedenen Ätiologien des Fliegenfischens das Unterfangen der Diagnose selbst in Frage gestellt: Von den zahlreichen im gleichen Maße stichhaltigen oder nicht stichhaltigen, den Text jedoch überdeterminierenden Lesarten kann schließlich keine mehr Geltung beanspruchen.

89 Winnicott, Die Lokalisierung des kulturellen Erlebens (1973 [1967]), S. 112.

90 Ders., Übergangsobjekte und Übergangsphänomene (1969 [1953]), S. 674.

91 Ebd., S. 667.

92 Ebd., S. 668.

93 Ebd., S. 672.

94 Ebd.

95 Vgl. ebd., S. 670.

Parodistische Beschleunigung: Gender Trouble am Fischwasser

Die drei Fliegenfischer erhalten von Seiten ihres Umfelds eher abfällige vulgärpsychologische Deutungen ihres Sports (von einer »Teilleistungsstörung im Verbalen« ist etwa die Rede, oder vom »männliche[n] Rudelmasturbieren«, KG 104f.). Im Rückblick auf das bisher Festgestellte kann zumindest attestiert werden: Beim Fliegenfischen werden Dinge verhandelt, die mit dem tatsächlichen Fangen von Fischen nichts zu tun haben.

Auf die Ebene der materiellen Dinge gebracht, lassen sich in der *Kurzen Geschichte* zahllose diesbezügliche Bedeutungsverschiebungen ausmachen. Allesamt gehorchen sie der Logik des Primärvorgangs (der den beliebtesten Ansatzpunkt für die »psychoanalytische Vulgata« darstellt): Der Fisch steht für den Knaben ebenso wie für den Phallus; für letzteren steht auch die Angelrute, der Priest, der Köder, der wiederum für die Frau stehen kann, die an anderer Stelle die Position des Fisches einnimmt⁹⁶ und damit wiederum als Phallus figuriert.⁹⁷

Am deutlichsten wird diese Ersetzungslogik bei näherer Betrachtung gerade in den Projektionen des Iren, der, wie erwähnt, vor allem die Äsche niemals töten oder essen würde: »Der Ire spricht von der perfekten Körperform der Äsche, [...] von ihrem schlanken Kopf, den großen Augen, der leicht überstehenden Oberlippe, der Intelligenz in ihrem Gesicht und von der wunderbaren Rückenflosse, die in jeder Strömung liege wie ein zart betupfter Schleier.« (KG 48) Des Weiteren sei sie ihrem Revier treu, empfindlich, insgesamt eben »ein herrliches Tier« (KG 48f.).

Mit diesen Zuschreibungen – Intelligenz, Eleganz, Schönheit – gibt der Ire ausschnittsweise wieder, was auch die einschlägige Fachliteratur über die Äsche zu sagen hat: Izaak Walton schon spricht von der »einmaligen Eleganz in allen Bewegungen und im ganzen Verhalten« und referiert neben einem Gedicht auf die Gattentreue dieser Art auch den Mythos, Äschen würden Goldkörner aus dem Flusssand aufnehmen;⁹⁸ Horrocks attestiert ihr, »viel launischer, als die Forellen, und schwerer zu fangen«, »der wählerischste aller Fische« zu sein.⁹⁹ Dementsprechend stellt auch Ritz das Äschen-Fischen »auf die höchste Stufe unseres Sportes«¹⁰⁰. Dazu kommt noch eine starke weibliche Konnotation gerade der Äsche: Bei Colin Willock ist sie »ein wunderschöner, ein sehr weiblicher Fisch«, »einer der

96 Bezeichnend für die Symbolbeziehung Frau/Fisch ist auch eine Phantasie des Ich-Erzählers, in der eine Goldkopfnympe »ganz nah am Mundwinkel des Mädchens sitzt und der Mes-singknubbel in der Sonne blitzt« (KG 35) – in assoziativer Nähe zu einem Piercing, mit noch viel deutlicherem Anklang jedoch an den gefangenen Fisch.

97 Vgl. dazu auch Fenichel, Die symbolische Gleichung: Mädchen = Phallus (1981 [1936]).

98 Walton, Der vollkommene Angler (1958 [1668]), S. 28 u. 95.

99 Horrocks, Die Kunst der Fliegenfischerei auf Forellen und Äschen in Deutschland und Österreich (2007 [1889]), S. 22f.

100 Ritz, Erlebtes Fliegenfischen (1978 [1956]), S. 21.

zartesten Fische«; in diesem Zusammenhang ist auch zu sehen, dass seine Farben (Silber, Purpurschwarz, Violett, Gold) »schimmer[n]«, »leuchten«, »glänzen« und »prunken«;¹⁰¹ die Fliege würden Äschen »mit zartem Kuß« nehmen, sie würden rasch müde, seien eher schwach; auch »wollen wir sie wieder zurücksetzen, weil wir sie nicht gern totschiessen«¹⁰². »Ihrem sanften Charakter und weiblichen Wesen entsprechend, ist sie eben sehr labil.«¹⁰³ Allerdings räumt Willock ein – hiervon weicht der Ire ab –, sie sei »ein bisschen dumm, das stimmt«¹⁰⁴.

Aus der geballten Ladung dieser Projektionen stechen vor allem die geschlechtsspezifischen hervor. Im Gegensatz dazu nimmt sich die Aussage des Iren gemäßigt aus; und dennoch lässt sich auch bei ihm eine geschlechtliche Konnotation der Äsche nachweisen, spricht er doch von ihrer »wunderbaren Rückenflosse« als einem »zart betupfte[n] Schleier«. Sein Beschützerinstinkt gegenüber der Äsche ähnelt dem gegenüber seiner Frau, wo er, wie es heißt »gegebenenfalls keine Sekunde zögern würde, seine ganze Körpergröße und Muskelmasse [...] einzusetzen« (KG 103), was er dann im Handlungsverlauf bezeichnenderweise gerade angesichts des getöteten Fisches tut. Auch und gerade der Ire unterliegt den Verschiebungen und Ersetzungen, die das Fliegenfischen als Fetischdienst ausweisen.

Dass Fliegenfischen (wie der Fetischismus) ein Drama ist, das von Phallussitz, Kastration, von Weiblichkeit und Männlichkeit handelt, ein Karussell, auf dem die symbolischen Zuschreibungen zirkulieren und jeden Moment ihren Ort wechseln, wird an anderer Stelle noch einmal verdeutlicht – in einer weiteren Interpretation des Fliegenfischens, die der Ire vorträgt. Sein Kauderwelsch, muss man wohl sagen, ist dabei hochverdichtet, eklektisch und stets um auratische Unverständlichkeit bemüht. »Er selbst sei eher ein Anhänger dieser modifizierten Samson-Hypothese« (KG 104), meint er.

Dann sagt er [...]: »In Wahrheit geht es nämlich um das weibliche Schamhaar«, und ich schaue blöd. Er erklärt, dass dieser weit verbreitete Drang, das weibliche Schamhaar wegzurasieren, nichts mit Ästhetik zu tun habe und noch weniger mit Erotik, sondern ausschließlich mit dem unbewussten Wunsch der Männer, dem weiblichen Genitale seine Macht zu nehmen. Der Mann bemächtigt sich des Schamhaares und damit der Sexualmacht der Frau, sagt er, zwirble es zu einer Fliege und werfe es dem Fisch, der ja bekanntlich ein Phallussymbol und daher

101 Willock, *Das Große ABC des Fisches* (2. Aufl. 1971 [1964]), S. 183. Allerdings ist die Zuschreibung von Autorschaft hier nicht zweifelsfrei möglich; der Übersetzer räumt starke Eingriffe an einigen Stellen – etwa bei der Beschreibung der Äsche – ein. Vgl. Jentsch, *Ein Wort zu der Übersetzung* (1971 [1964]), S. 5.

102 Willock, *Das Große ABC des Fisches* (2. Aufl. 1971 [1964]), S. 184.

103 Ebd., S. 185.

104 Ebd., S. 184.

Repräsentant der männlichen Sexualmacht sei, vor. Der Fisch könne der Verlockung nicht widerstehen und beiße an, der Mann fange den Fisch, das freilich nur dadurch, indem er sich gewissermaßen als Frau ausbebe, und schon sei das alte unauflösbare Verwirrspiel perfekt. (KG 104f.)

Samson/Simson ist ein typischer der Vertreter des mit dem weiblichen Prinzip kämpfenden Heros: Von einer Frau verführt, verliert er seine Haare (die Scherung als Form der symbolischen Kastration) und damit seine Kraft; erst das Nachwachsen der Haare gibt ihm seine Kräfte zurück. Mit diesem Bezug eher auf C. G. Jungs Archetypen denn auf den klassischen Kanon wird dieses Zitat selbst ein »unauflösbare Verwirrspiel« aus verschiedenen, ja einander diametral entgegengesetzten Strängen der psychoanalytischen Tradition.¹⁰⁵ Dazu kommt beim Iren anscheinend eine Tendenz zu feministischen Relektüren des psychoanalytischen Kanons, immerhin wird hier Weiblichkeit nicht über den Mangel definiert, sondern über eine Sexualmacht, die der Ire in seiner »modifizierten« Hypothese auf die Seite der Frau verschiebt.

Abgesehen davon lohnt es sich, den hier sehr komprimiert vorgeführten Vertauschungen zu folgen, im Zuge derer alle Elemente – Haare, Köder, Fisch, Frau, Mann – irgendwann an derselben Stelle zu stehen kommen. Der Mann (Besitzer des Phallus) stiehlt der Frau ihre (selbst »phallische«, bedrohliche) Sexualmacht, um damit in weiterer Folge den Fisch (wiederum »bekanntlich ein Phallussymbol«) zu fangen. Der Phallus bzw. die Sexualmacht wird weitergereicht: Kaum im Besitz des Phallus, will der Mann ihn erneut erobern. Die aktuelle Position ist immer schon dadurch defizitär, dass sie ein jeweils Anderes benötigt: Trotzdem der Mann ja den Phallus »hat«, erstrebt er den Besitz eines immer neuen Objekts, das zwar der Phallus »ist« (die Frau bzw. deren Schamhaar, der Köder, letztlich der Fisch), aber nicht ausreicht, vom Begehren des Mannes also verfehlt wird. Der Fisch scheint die Kette abzuschließen, allerdings wird sein Besitz durch die Travestie des Mannes zumindest kompromittiert.

Das »Verwirrspiel«, von dem der Ire spricht, führt nicht umsonst eine gewisse Theatralik, eine Maskerade ein – lässt sich der Text doch als parodistische Beschleunigung der wechselseitigen Täuschungen lesen, wie sie Jacques Lacan in seiner einigermaßen katastrophischen Theorie der zwischengeschlechtlichen Bezie-

105 Gerade die Figur des Samson bzw. die Bewertung des Mythos führt zu einem Bruch in der Geschichte der Psychoanalyse als Schule (vgl. dazu Westerink, Zum Verhältnis von Psychoanalyse und Mythologie (2008)). In der Simson-Figur des Alten Testaments sieht Jung (und in seiner Nachfolge Erich Neumann) den archetypischen Kampf des Heros mit der kastrierenden Weiblichkeit verbildlicht. Die Kastrationsdrohung kommt hier also, anders als bei Freud, von Seiten der Mutterimago, die mit dem Chaos, dem Ungeordneten, Verschlingenden assoziiert wird. Vgl. etwa: Jung, Symbole der Wandlung (1952), S. 515f., 518 u.ö.; Neumann, Ursprungsgeschichte des Bewusstseins (1995 [1949]), S. 131f.

hungen erörtert. Indem nämlich die scheinbare Weiblichkeit des Mannes im Zuge der Anbahnung festgestellt wird und der Phallus in der beschriebenen Konstellation zum ständig den Ort wechselnden Phantom wird, rückt mit Lacans Vortrag *Die Bedeutung des Phallus* (1958) einer der wirkmächtigsten Texte zum Geschlechterverhältnis und zur Konstituierung von Geschlecht bzw. Gender in den Kontext der *Kurzen Geschichte*. Die Entsprechungen zwischen den beiden Texten sollen hier darum etwas eingehender erörtert werden.

In Lacans Theorie begehrt bekanntlich der Mann die Frau »als Phallus«; die Frau »ist« aus Perspektive des Mannes der Phallus, während dieser denselben »hat« bzw., weil er sich dessen nie so sicher ist, dessen Besitz vorgeben muss. In der Lacan'schen Terminologie handelt es sich um einen anders gearteten Phallus als denjenigen, von dem Freud spricht. Lacan installiert den Phallus abseits anatomischer Bezüge (diese dienen bloß als Projektionsfläche) als einen Signifikanten. Weder das »Haben« noch das »Sein« sind dementsprechend ontologische Merkmale von Mann und Frau; beides sind Effekte des Symbolischen, das vermittelnd zwischen ihnen steht. Der Phallus bezeichnet eine vom Subjekt begehrte Vollständigkeit, ein Begehren, das die Geschlechtspartner durch den jeweils anderen zu stillen versuchen,¹⁰⁶ in dem sie sich jedoch zwangsläufig verfehlen und sich damit begnügen, in diesem »Schwindelgeschäft« »Statthalter zu sein für die Ursache (*cause*) des Begehrens«¹⁰⁷ des jeweils anderen. So drehen sich die zwischengeschlechtlichen Beziehungen

um ein Sein und ein Haben, die dadurch, daß sie sich auf einen Signifikanten, auf den Phallus, beziehen, die ärgerliche Wirkung haben, daß sie einerseits dem Subjekt Realität in diesem Signifikanten verleihen, andererseits die zu bedeutenden Beziehungen irrealisieren.¹⁰⁸

Diese »ärgerliche Wirkung« zeigt sich nun in der betreffenden Passage der *Kurzen Geschichte* gleich mehrfach und in parodistischer Verzerrung. Die Analogie, die den Bezug ermöglicht, liegt in der statthabenden »Irrealisierung« der Bedeutung, die die Fischer auf ihre Ausrüstung sowie den Fisch projizieren, am deutlichsten im Bild der Fliege selbst, die der Fisch (als Fisch) fälschlicherweise für sein Essen hält, die der Fisch (als Mann) für die Frau hält und die der Fisch (als Frau) für den Phallus des Fischers hält (für den wiederum der Fisch Phallus und Frau zugleich darstellt).

Die Textstelle bei Lacan geht folgendermaßen weiter: Das »Irrealisieren der Beziehungen«

106 »Daß der Phallus ein Signifikant ist, bedeutet, daß das Subjekt Zugang zu ihm findet am Ort des Andern.« – Lacan, *Die Bedeutung des Phallus* (1975 [1958]), S. 129.

107 Ebd., S. 128.

108 Ebd., S. 130.

geschieht über das Dazwischentreten eines Scheins, der an die Stelle des Habens rückt, um es auf der einen Seite zu schützen, auf der andern den Mangel im andern zu maskieren, und der zur Folge hat, daß er die idealen oder typischen Erscheinungsformen des Verhaltens beider Geschlechter, bis zur äußersten Grenze im Akt der Kopulation, ganz ins Komödienhafte projiziert.¹⁰⁹

Indem der Fischer sich die Bestätigung seines Phallus von Seiten des Fisches mittels eines ›vorgeschobenen‹ Phallus holt (diesen also gar nicht selbst ›hat‹), und indem der Fisch übersieht, dass er getäuscht wird, bis es zu spät ist, wird jedenfalls das Haben geschützt, der Mangel maskiert, durch den Schein, dem beide unterliegen. Natürlich kann der Fisch das Begehren des Anglers nicht letztgültig stillen (sonst würde niemand ein zweites Mal angeln gehen). So die unrealisierten – und sicherlich komödienhaften – Beziehungen der Fliegenfischer.¹¹⁰

Wie bei Lacan der Phallus steht hier die Fliege an männlichen wie weiblichen Positionen gleichermaßen,¹¹¹ je nach Perspektive als der (vom Mann) besessene und der (von der Frau) verkörperte Phallus. Nicht nur ihre Position im Dazwischen kennzeichnet sie als Lacan'scher Phallus, sondern auch das mit ihr ausgeführte Täuschungsmanöver. Mann und Frau ›verfehlen‹ einander ja laut Lacan dieser Täuschung wegen:

Die Täuschung spielt hier also eine wesentliche Funktion. Dasselbe fesselt uns auch auf der klinischen Ebene, wenn wir, in der Vorstellung der Anziehungswirkungen zwischen verschiedenen Polen, wonach das Männliche und das Weibliche sich vereinen, sehen, welche hervorragende Bedeutung der *Verkleidung* zuzusprechen ist. Ohne alle Zweifel, mit dem Mittel der Masken begegnen sich Männliches und Weibliches in zugespitztester Form.¹¹²

Die Maskerade, also das Darstellen des begehrten Phallus, ist bei Lacan Sache der Frau, die »all ihre Attribute in die Maskerade zurückbannt«¹¹³; das männliche Pen-

109 Ebd.

110 Das Bild des Anglers mit Köder und Fisch lässt sich also zwei Mal als Geschlechtsbeziehung lesen, je nachdem, wie man seinen Rahmen zieht: Beinhaltet das Bild den Angler, nimmt dieser die Position des Mannes ein, der Fisch die der Frau, die der Phallus ›ist‹, der Köder die des Phallus, den der Mann ›hat‹. Beschränkt man den Bildausschnitt auf den Fisch und den Köder, steht ersterer an der Position des Mannes, letzterer an der Position der Frau. Der Angler stünde außerhalb und damit am Ort des Psychoanalytikers, der das Drama beiderseitiger Täuschung inszeniert.

111 Sodass am Ende womöglich weibliche und männliche Sexualmacht in die jeweils eigene Verkörperung beißen.

112 Lacan, Unbewusstes und Wiederholung (1978 [geh. 1964]), S. 114.

113 Lacan, Die Bedeutung des Phallus (1975 [1958]), S. 130. Was Lacan über die Maskerade sagt – dass auf ihr nicht die Frau, sondern ›Weiblichkeit‹ repräsentiert wird –, lässt sich auch auf den Köder übertragen: Auch er, bloße Maske, imitiert nicht den Fisch, sondern eine Art von

dant dazu ist die ›Parade‹, die jedoch gerade dadurch, »daß die Weiblichkeit ihr Refugium in [der] Maske findet«, »selbst als weiblich erscheint.«¹¹⁴ – Siehe die Analyse des Iren, der feststellt, »der Mann fange den Fisch, das freilich nur dadurch, indem er sich gewissermaßen als Frau ausbebe« (KG 105).

So wird in dieser Passage der *Kurzen Geschichte* im Zuge eines Verweises auf Lacan die Lächerlichkeit des Fliegenfischens in die Nähe der ähnlich gravierenden Lächerlichkeit der zwischengeschlechtlichen Beziehungsanbahnung gerückt, eine Analogie, die wie erwartet auch in der fliegenfischerischen Fachliteratur aufgegriffen wird.¹¹⁵

Anzumerken ist, dass es nicht die fetischistische, sondern die normale Geschlechtsbeziehung ist, die diesem Setting assoziiert ist. Zwischen beiden, der perversen wie der normalen Struktur, herrschen bei Lacan zwar grundlegende Übereinstimmungen. Bloß: Dass auch das Hantieren mit dem Ersatz eine Lustquelle darstellen könne, das sei alleine dem Perversen noch bewusst (siehe Abschnitt 4 der Einleitung). Wen der Ire da beschreibt (oder andeutungsweise beschreibt), das ist also nicht zwangsläufig ein Perverser. Der Fetischismus bei Lacan besteht ja eben nicht darin, den Fisch zu fangen, sondern sich mit dem Spiel mit dem Köder zufriedenzugeben; wer den Fisch fängt, habe bloß den durch den Köder (bei Lacan heißt er: »Objekt klein a«) errungenen Lustgewinn verdrängt. Kurz: Wir sprechen hier nicht von Perversion, sondern bloß vom üblichen Elend der Liebe bzw. der Fliegenfischerei.

Gleichzeitig mit Lacan rücken – hinsichtlich der Rede von dem hier so transportablen Phallus, aber auch der Maskerade – Texte vor und nach Lacan ins Blickfeld, in denen die Geschlechtszuschreibung selbst instabil wird; Texte, die Lacan gewissermaßen immer schon im paradigmatischen Schlepptau hat.

Die weiblich erscheinende männliche Parade bildet in der *Kurzen Geschichte* den Schlussstein der Referenz auf Lacan und gleichzeitig das Scharnier zu seiner Dekonstruktion. Wenn nämlich die Maskerade und die Parade gleichermaßen keine Geschlechtszugehörigkeiten verdecken, sondern diese erst herstellen, sind sie nicht recht unterscheidbar. Lacan bezieht sich mit der Rede von der Maskerade auf

abstrahierter ›Fischigkeit‹ (durch »verschlankte Form und aufgelöste Silhouette, Beweglichkeit und lebendige Transluzenz«, ebenso Ausdrucksstärke z.B. der Augen, »verfließende Körperillusion«, keineswegs aber durch »[k]ompakte Leiblichkeit, Materialität«). – Wurm, genial einfach. In: DF 141, S. 40–42, hier S. 40f. Vgl. auch Schröder, Kunstfutter. In: DF 140, S. 22f., hier S. 22).

114 Lacan, Die Bedeutung des Phallus (1975 [1958]), S. 132.

115 Dort wird auch der repetitive Aspekt nicht unterschlagen: »Das ist die Faszination des Fliegenfischens auf Forellen und Äschen. Der Angler kommt sich als Verführer vor, wenn er in dem Fisch diese Illusion erweckt. Wie oft der Trick auch immer gelingt: er behält seinen Reiz.« – Willock, Das Große ABC des Fischens (2. Aufl. 1971 [1964]), S. 168.

Joan Rivieres *Womanliness as a Masquerade* von 1929: Weiblichkeit könne ihr zufolge »be assumed and worn as a mask, both to hide the possession of masculinity and to avert the reprisals expected if she was found to possess it«¹¹⁶. Vor allem die Furcht des von der ›Männlichkeit‹ der Frau eingeschüchterten Mannes ist bei Riviere der Grund für das Verbergen männlicher Züge: Die ›phallische Frau‹, eine Frau, die (so in Rivieres Fallgeschichte) Subjekt der Sprache anstatt bloß ihr Objekt ist, bedroht durch ihre Selbstermächtigung – »in possession of the father's penis, having castrated him«¹¹⁷ – den Mann. Mit der Erwähnung der zwischengeschlechtlichen Maskerade gerät das Bild einer verschüchterten Männlichkeit in die Umgebung der *Kurzen Geschichte*, was uns kaum noch überraschen kann.

Wichtiger ist jedoch die Diskussion von Männlichkeit und Weiblichkeit selbst, die dort in der zitierten Textstelle in nuce durchgeführt wird. Das klassisch psychoanalytische Verständnis von Weiblichkeit als defizitär (da ohne Phallus/kastriert) wurde zentraler Angriffspunkt feministischer Theorie; ebenso die vermeintliche ›Natürlichkeit‹ der Opposition männlich/weiblich. Texte vor allem mit Bezug auf Lacan entdecken dabei in der Beziehung des Subjekts zum Phallus eben nicht mehr essentialistische (etwa biologisch begründete) Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit; vielmehr erscheinen beide als Zuschreibung, als psychosoziale Effekte.

In einer längst kanonisch gewordenen Dekonstruktion von Lacans *Bedeutung des Phallus* argumentiert Judith Butlers *Das Unbehagen der Geschlechter*¹¹⁸, Lacans Text sei insofern eine »ideologisch suspekt[e]« Erzählung, als durch die nie vollständige Identifizierung mit dem Geschlechts-›Ideal‹ (Vater bzw. Mutter) »eine Romantisierung oder sogar religiöse Idealisierung des ›Scheiterns‹«¹¹⁹ einhergehe – eines Scheiterns, das sich, wie gezeigt, nicht zuletzt im Verhältnis der Geschlechter zueinander abbildet (und das »natürlich [...] auch eine komische Seite«¹²⁰ hat, wie Butler meint und wir schon gesehen haben). Gleichzeitig ergibt sich aus Lacans Prämissen ein bei ihm explizit nicht vorzufindendes »Versprechen einer Kritik«¹²¹: Die symbolische Zuweisung von Geschlechtsidentität eröffne einen Spielraum, gerade dadurch, dass sie diskursiv hergestellt und nicht ontologisch fixiert sei. So wird Lacans Text in der Deutung Butlers vorrangig in Richtung der Instabilität

116 Riviere, *Womanliness as a Masquerade* (1929), S. 306. Am Ende ihrer Argumentation stellt Riviere nichtsdestoweniger die Frage nach der »essential nature of fully-developed femininity« (S. 313). Das Konzept der Maskerade ermögliche einen Blick auf diese ›Essenz‹, Weiblichkeit liege u.a. in einem spezifischen Umgang mit Sadismus, Kastrationswünschen und den daraus resultierenden Ängsten.

117 Ebd., S. 305.

118 Vgl. Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter* (1991 [1990]).

119 Ebd., S. 92.

120 Ebd., S. 93.

121 Ebd., S. 91.

jeder Geschlechtszuschreibung gelesen; nicht nur der weiblichen, traditionell mit dem Mangel assoziierten, sondern auch der männlichen, insofern, als

die Macht des Phallus durch die weibliche Position des Nicht-Habens bedingt ist und das männliche Subjekt, das den Phallus »hat«, die Andere braucht, die den Phallus bestätigt und somit im »erweiterten« Sinne der Phallus ist.¹²²

Daß Frauen angeblich der Phallus »sind«, bedeutet also, die Frauen haben die Macht inne, die »Realität« der selbst-begründenden Posen des männlichen Subjekts zu reflektieren oder zu repräsentieren: Würde diese Macht zurückgezogen, so würden die grundlegenden Illusionen der männlichen Subjektposition aufbrechen.¹²³

Zahlreiche Texte im Gefolge von Butler belegen diese feministisch-dekonstruktivistische Neuorientierung innerhalb des Paradigmas der Maskerade ab Mitte der 1990er Jahre,¹²⁴ etwa in Elfi Bettingers und Julika Funks Band *Maskeraden*:

Verschiebt man nun mit Lacan den Blick von der ›Bedeutung des Phallus‹ auf den Phallus als Signifikanten im Signifikationsprozeß, so ist jede zentrierende Lesart auf das Organ der männlichen Libido hin erschwert. [...] [K]eineswegs [...] kann eine stabile männliche Identitätsposition als Signifikat daraus abgeleitet werden. Denn gerade der männliche (den kindlichen Blick des Knaben wiederholende) Blick Freuds auf die Frau, der ›Nichts‹ sieht, verrät die ihn selbst unterlaufende Struktur, indem er immer nur durch einen nachträglichen Akt des Lesens zustande kommt. Zum einen erscheint die Frau, weil sie den Penis nicht hat, als der Prototyp des Kastrierten, zum anderen aber auch als Prototyp dessen, was die Kastrationsdrohung für den Mann selbst bedeuten kann: nur vermeintlich den Phallus zu haben [...].¹²⁵

Der Mangel der Frau entpuppt sich so unter der Hand als der Mangel des Mannes; ähnlich wie bei Butler ist Männlichkeit auch in dieser Lacan- und Freud-Lektüre stets bedroht und in ihrem Konstruktcharakter gerade vom als defizitär wahrgenommenen weiblichen Gegenüber abhängig.

Die knappe Deutung des Iren bringt somit eine ganze Traditionsreihe an psychoanalytischer sowie darauf fußender Gender-Theorie ins Spiel – und mit ihr das Skandalon der nicht-essentialistischen und potenziell bedrohten Geschlechtsiden-

122 Ebd., S. 75f.

123 Ebd., S. 77.

124 Vgl. die Sammelbände Weissberg, Weiblichkeit als Maskerade (1994); Bettinger u. Funk, Maskeraden (1995); Benthien u. Stephan, Männlichkeit als Maskerade (2003).

125 Funk, Die schillernde Schönheit der Maskerade (1995), S. 18.

tität aller derer, die da (in welchem Sinn auch immer) fliegenfischen.¹²⁶ Klar ist jedenfalls: Der schon mehrfach beobachtete Kampf um den Phallus ist nicht bloß Abwehr einer Bedrohung der unspezifischen ›imaginären Vollständigkeit‹, es dreht sich dabei nicht nur um Sein oder Nichtsein, sondern zuvorderst um Mannsein oder Nicht-Mannsein (bzw. Nichtmann-Sein): Die Frauen sind nur vordergründig abwesend, sie begleiten die drei Männer als Tagtraum, Gesprächsstoff und Erinnerung, und sind dabei integraler Bestandteil der Herstellung von Männlichkeit. Männlichkeit erweist sich als abhängig von Frauen. Die Ängste Julians um seine Ehe, die latente Konkurrenz zwischen Julian und dem Iren sowie das nur ange-deutete Verhältnis des Ich-Erzählers zu einer Kollegin betreffen das tatsächliche Haben oder Nicht-Haben der Frau; das symbolische Haben und Nichthaben wiederum wird von einer Vielzahl an Verhältnissen am und im Fluss widergespiegelt. Und sofern die Kastrationsphantasien in Anschlag gebracht werden können, die den Text in vielfacher Erscheinungsform durchziehen – getötete Fische, beschnittene Bäume, gefährdete Angelruten und Köder, geschorene Frauen –, gilt: Überall bringt sich das Subjekt mit seinem Requisit in Stellung, um gegen eine äußere Bedrohung sowohl das eigene Haben als auch das Nichthaben des weiblichen Gegenübers sicherzustellen. Auch die Zurichtung der Frau, der Raub ihrer Sexualmacht, wie der Ire sagt, dient nicht zuletzt der nachträglichen Zementierung der binären Geschlechtsopposition: Der Mann hat ihn, die Frau hat ihn nicht.

Die zitierte Textpassage leistet vordergründig zweierlei: einerseits die endgültige Entlarvung des Fliegenfischens als Fetischdienst, in dem unter Verschleiß der Frau der Kastrationsdrohung entgegengearbeitet wird; im Zuge dessen die Entlarvung von Männlichkeit als Maskerade, von (Geschlechts-)Identität als instabil. Gleichzeitig kann aber diese Textstelle mit der in ihr statthabenden Über-Erregung von ›gender trouble‹ als ganz entgegengesetzte Anweisung des Textes gelten: Der psychoanalytische Diskurs soll nicht mehr dazu herangezogen werden, in seinem Licht den Text zu durchschauen. Vielmehr ist es umgekehrt: Im Lichte dieser Überdeterminierung, dieser schwindelerregenden Beschleunigung der Bezüge und Besetzungen im Text, wird der Diskurs mitsamt den aus ihm folgenden Urteilen parodiert, ironisiert, in Frage gestellt.

Eine leere Hütte nach Freud

Gegen Ende des Textes befindet der Ich-Erzähler: »Dass die Bisse immer dann erfolgen, wenn du sie nicht erwartest, stimmt nicht. Die Wahrheit ist, manchmal

126 Tatsächlich stellt sich die Frage: Ist die Theorie radikal genug, um mit dem so verräterischen Setting des Fliegenfischens mithalten zu können? Werden die Konzepte von Maskerade, de-essentialisierter Geschlechtlichkeit und Performanz dem Theater um Abtrennung und Eröberung gerecht, das hier am Fischwasser stattfindet?

kommen sie und manchmal nicht.« (KG 100) Die Figur des »In Wahrheit«, die bisher stets die Präsenz eines darunter liegenden »Eigentlichen« im Gegensatz zum täuschenden Augenscheinlichen behauptet hat, wird hier in ihrem letzten Auftauchen zweckentfremdet. Resigniert weicht die Notwendigkeit der Kontingenz, der Anspruch auf Wahrheit wird ersetzt durch eine Formulierung, die sich logisch in Nichts auflöst, eine Tautologie – den letzten Ort, an dem sich, wenn schon sonst nirgendwo, Gewissheiten finden lassen. Von der Deutungsethik der Psychoanalyse keine Spur mehr.

Dasselbe lässt sich in einer anderen Szene beobachten, wenn auch stärker verschlüsselt und ebendiese Durchleuchtung erst herausfordernd, dann enttäuschend: Am Ende des Tages, am Weg zurück zum Auto, unterhalten sich der Ire und der Ich-Erzähler.

Wir kommen an einem winzigen Obstgarten mit zwei Zeilen von Zwetschkenbäumen vorbei, danach an einem verfallenen Bauernhaus. Durch die eingeschlagenen Fensterscheiben sehen wir, dass die Räume vollständig leer sind. Eigentlich erhoffe man sich in so einer Situation eine alte Kommode, in der man Feldpostbriefe oder k.u.k. Kaufverträge finden könne, sagt der Ire. Oder langhalsige Tabakpfeifen mit Porzellanköpfen, sage ich. (KG 107)

Kaum noch wird man annehmen, hier handle es sich bloß um das unschuldige Phantasiegespinnst zweier Erschöpfter am Heimweg. Und tatsächlich wird die gesamte gemeinsame Imagination leicht – leichter als die meisten anderen Textstellen – als Reflex auf Freud lesbar, in diesem Fall: auf Freuds *Traumdeutung*.¹²⁷ Dieser Ansammlung an Übersetzungsvorschlägen, dem womöglich am stärksten und selbstverständlichsten popularisierten Werk Freuds (umso mehr, als er sich dabei schon in weiten Zügen auf Vorgänger berufen konnte¹²⁸), lassen sich Entsprechungen für alle Elemente der Textstelle entnehmen.

Das Haus/das Zimmer entspricht nach Freud dem Körper; gleich wird auch klar, welchem: dem der Frau nämlich (Freud verweist auf die Redewendung vom »Frauenzimmer«), denn die Öffnungen dieses Raumes, die »die Bedeutung der Körperöffnungen übernehmen«¹²⁹, geben Auskunft über die Unberührtheit der Betreffenden. (»Das Interesse, ob das Zimmer »offen« oder »verschlossen« ist, wird in diesem Zusammenhange leicht verständlich.«¹³⁰) Die Kommode, auch die Schreib-

127 Vgl. Freud, *Die Traumdeutung* (1942 [1900]).

128 So etwa auf Scherner, *Das Leben des Traums* (1861), bzw. Volkelt, *Die Traumphantasie* (1875); vgl. Freud, *Die Traumdeutung* (1942 [1900]), S. 87–92.

129 Freud, *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* (1940 [geh. 1915/17]), S. 160, vgl. auch S. 161.

130 Freud, *Die Traumdeutung* (1942 [1900]), S. 359.

tischlade, verweist erneut auf das weibliche Geschlechtsorgan, die Tabakpfeife (die »langhalsige«) auf das männliche.¹³¹

Der Zustand, in dem sich nun die »Körperöffnungen« des Hauses befinden, ist bezeichnend: Die Fensterscheiben sind eingeschlagen. Der Gewaltakt an der Frau steht im Zusammenhang zweier Wünsche: dem des Ich-Erzählers nach dem Phallus (der Pfeife) – womit erneut an die gewaltsame Gewinnung des Phallus aus der Frau angeknüpft wäre – und dem interessanteren Wunsch, dem des Iren nach »Feldpostbriefe[n] oder k.u.k. Kaufverträge[n]«. Diese Schriftstücke können in ihrer willkürlichen Zusammenstellung metonymisch auf »Schriftstücke im Allgemeinen« verweisen. Somit wäre der Wunsch des Analytikers nach der Schrift, der niedergeschriebenen, festgehaltenen – und damit einer endgültigen, »sistierten« – Wahrheit angedeutet.¹³² Die Zusammenstellung der Textsorten, Feldpostbriefe und Verträge, lässt sich zugleich auch als weniger willkürliche lesen: Damit erfüllte die Schrift, nach der sich der Ire sehnt, die Funktion des Berichts (als Brief), der Wiedergabe von Realität, ebenso wie die performative Funktion des Herstellens von Realität (als Vertrag, »Verbrieftes«), des Festschreibens von Macht- und Eigentumsverhältnissen. Der Wunsch nach *erlangtem* Wissen hätte sich somit selbst entlarvt: als der nach autoritativ *hergestelltem* Wissen.

Während der Simplex am Ort seiner Begierden den Phallus sucht, erhofft der versierte Analytiker ebendort bezeichnenderweise ein »festgeschriebenes« Wissen – und zwar ein durch mitunter gewaltsames Eindringen (dem Eindringen eben des »in Wahrheit«) zu gewinnendes. (Dass die Position dessen, der dieses Wissen erlangt, ebenso fragil ist, darauf könnte die Textsorte des Feldpostbriefs ein Hinweis sein: Den »Feldpostbriefen« sind sowohl eine existenzielle Bedrohung als auch eine allgegenwärtige Zensur assoziiert.)

Das verfallene Bauernhaus jedenfalls ist völlig leer; der Wunsch des einen wie des anderen wird als eben das, als Wunschvorstellung, ausgestellt. Der Ort der psychoanalytischen Wahrheit – an die Stelle des Geschlechts gesetzt, wo eigentlich »nichts« ist – ähnelt sehr verdächtig der Leere, in der in Freuds Urszene der Fetisch geboren wird. Die Psychoanalyse selbst betreibt die Fetischisierung der eigenen

131 Vgl. zur Symbolik des Hauses schon Freuds Verweis auf seine Vorgänger: Freud, Die Traumdeutung (1942 [1900]), S. 89; Vgl. zur Symbolik der Pfeife: ebd., S. 90; Freud zur Symbolik der Schränke und Zimmer, Stöcke und Schirme: S. 359; ähnliches vgl. ders., Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse (1940 [geh. 1915/17]), S. 157-165, 195; sowie ders., Über den Traum (1942 [1901]), S. 697.

132 Man denke an das Wortspiel Lacans in einem seiner bekanntesten Texte, im Seminar zu Edgar Allan Poes *The purloined Letter* (in dem der titelgebende Brief – vermutlich – die Wahrheit über die Geschlechtlichkeit der Königin enthält): la lettre – Brief, Buchstabe; le lettré – der Gebildete, der Belesene; le lettrés – Bildung; à la lettre – buchstäblich; de la lettre – Briefliches, Buchstäbliches. Vgl. Lacan, Das Seminar über E.A. Poes »Der entwendete Brief« (1973 [geh. 1956]), S. 23.

Fetischdiagnosen (mitsamt gewaltsamer Zurichtung des zu deutenden Materials). Eine ›Wahrheit des Fliegenfischens‹ hingegen, eine Wahrheit des Geschlechts ist nicht zu haben.

Anmerkung zu den Motti

Die beiden dem Roman vorangestellten Motti wurden am Beginn dieses Kapitels als durchaus geeignet bezeichnet, einen Roman über das Fliegenfischen angemessen einzuleiten; eine Vermutung, die im Konjunktiv gehalten war, weil der mittlerweile erreichte Stand der Lektüre erlaubt, das kritische Potenzial der beiden Textstellen im Zusammenhang des Romans zu lesen.

Das erste der Motti lautet: »Er breitete die Arme aus, einen Meter Länge dazwischen. ›Ich sage dir, so groß war das Ding‹.« Es entstammt Colum McCanns *Gesang der Kojoten*, einem Roman um eine Vater-Sohn-Beziehung nach dem Verschwinden der Mutter.¹³³ Der Sohn kehrt nach einer Weltreise, die sich als Suche nach der Mutter entpuppt, nach Hause zurück, um seinen verwahrlosten Vater beim Fliegenfischen vorzufinden. Fliegenfischen wird am Ende dieses Romans als eine Art Erinnerungsarbeit erkennbar: Der Vater gedenkt dabei seiner verstorbenen Frau, indem er nach einem geisterhaften Riesenlachs fischt, und zwar an eben jenem (verschmutzten, also sicherlich fischfreien) Fluss, in dem sie sich vermutlich vor Jahren ertränkt hat. Der Sohn erkennt den Zusammenhang und die Trauer seines Vaters; den imaginären Fisch, Platzhalter für den Verlust, das Begehren des Vaters, beschreibt auch er am Ende in aller Deutlichkeit.¹³⁴

So schlägt der Text eine wiewohl irrationale, so doch ›reparative‹ Lesart des Fliegenfischens vor; intrikat am Gedenken des Vaters ist jedoch, dass wahrscheinlich er, begeisterter Fotograf, die Frau durch die Veröffentlichung von Nacktfotos in den Selbstmord getrieben hat. Seine Idolisierung ihrer Schönheit weist somit die typisch fetischistische Ambivalenz, nämlich die Gleichzeitigkeit von verehren und rücksichtslosen, objektivierenden Zügen auf. Der Sohn erkennt den Zusammenhang zwischen der verschwundenen Mutter und dem unfangbaren Fisch, damit die Idolisierungs- und Ersetzungsleistung des Vaters – und erkennt sie an. Vor dem Hintergrund einer alarmierenden Lektüre des Fliegenfischens weist damit auch dieser Text die zentralen Fetischmerkmale des Sports auf: Fliegenfischen als Sport in Abwesenheit von Frauen, im Zuge dessen nichtsdestoweniger diese

133 Vgl. McCann, *Gesang der Kojoten* (1996 [1995]).

134 »Ich sah mich um, aber da war nichts, absolut nichts, nicht mal ein Kräuseln./Aber ich weiß, was er sah. Im Sprung das Blitzen eines leuchtenden Bauches, gekrümmt und ungebändig in seiner Drehung, über die Wasseroberfläche steigend, die Flossen angelegt, der Schwanz in einem peitschenden Zucken, Tropfen verspritzend, ein riesiger Blitz, ein Meter über der Oberfläche, das Maul geöffnet [...].« – Ebd., S. 264.

abwesende Weiblichkeit eine zentrale Rolle spielt – wenn auch nur für die über die Bande gespielte Beziehung zwischen zwei Männern; dazu die latent aggressive Objektivierung der Frau und der Drang, ihrer ›Verkörperung‹ als Fisch trotz allem auf den Leib zu rücken. In seiner Erinnerungshandlung kommt der Vater über die schon zu Lebzeiten betriebene Idolisierung mit all ihren zweifelhaften Elementen nicht hinaus, Fliegenfischen bleibt, bei allem Sentiment, eine äußerst zwiespältige Angelegenheit.

Einer solchen Sichtweise auf zwischenmenschliche Fetischisierungen steht nun das zweite Motto entgegen: Die Goethe-Stelle »Ich wollt, ich wär ein Fisch« lässt sich als der erste (und fünfte) Vers des Gedichts *Liebhaber in allen Gestalten* (ED 1812) identifizieren.¹³⁵ Thema ist das Gedankenspiel des, wie man annehmen kann, männlichen lyrischen Ich; als Fisch »[s]o hurtig und frisch« wäre er gerne bereit, sich von seinem Liebchen »anglen« zu lassen. In den folgenden Strophen schließen einige andere Wunschvorstellungen an, in deren Verlauf sich das lyrische Ich als immer anderes Tier imaginiert – um in der jeweils neuen Gestalt seinem Liebchen der ideale Liebhaber sein zu können: Als Pferd (inklusive Wagen) könnte er das Liebchen tragen (Strophe zwei), als Affe würden seine »Possen« das Liebchen aufmuntern (Strophe sechs), als Löwe wäre er brav, als Schaf gut, als Fuchs listig und so fort (Strophe sieben). Der schon in Strophe drei geäußerte Wunsch jedoch, dem Liebchen Gold zu sein (»Ich wollt', ich wäre Gold, / Dir immer im Sold«) macht stutzig: fehlt hier doch jede romantische Konnotation. Sinn des Goldes ist, gegen Waren tauschbar und gleichzeitig von anderem Gold ununterscheidbar zu sein. Gold (wie Geld) hat, das lässt sich schon dem Kollektivsingular ablesen, keinen individuellen Wert und ebnet selbst alle qualitativen Unterschiede ein; damit – siehe den ebenfalls nivellierenden Blick des Fetischisten – lässt sich die Nennung des Goldes als das Aufrufen des ultimativen (Waren-)Fetischs lesen. So rückt der Fetischismus ins Zentrum des Gedichts, indem dem Liebchen ein recht zweifelhafter Anspruch an seinen Liebhaber unterstellt wird: ein Anspruch, der auf die ständige Anpassung des Gegenübers an die eigenen Wünsche zielt, letztlich auf dessen Unterwerfung und Austauschbarkeit. In der Aufzählung all der Qualitäten, die das lyrische Ich vorweisen können will, kommt der ideale Liebhaber als Stückwerk zum Vorschein. In der letzten Strophe meint das lyrische Ich zudem: »Willst du beßre besitzen / so laß dir sie schnitzen!« Hier ist die Gemachtheit/Künstlichkeit (›factitius‹) des vom Liebchen begehrten Objekts angelegt. Der dem Liebchen unterstellte Wunsch ist also nicht zuletzt der nach einer Fetischbeziehung.

Des Weiteren gibt es eine Strophe, die den Text als Inszenierung nicht ein-, sondern beidseitiger Fetischisierungen lesbar macht: Phantasiert wird in Strophe vier die Austauschbarkeit des Liebchens: »Ich wollt, ich wär treu, / mein Liebchen

135 Goethe, <Liebhaber in allen Gestalten> (1987 [1812]).

stets neu«. Eine frühe und nur wenig argwöhnische Deutung von 1852, die den Text als »naiv und schalkhaft, hier und da sogar etwas derb« liest, erläutert: »d.h. ich wünschte, deine Liebe veralte nie.«¹³⁶ Unter den verschiedenen Möglichkeiten, die sicherlich mehrdeutige Passage zu lesen, drängt sich nun gerade diese Lesart nicht auf; stattdessen bieten sich zwei Lektürepfade an, die dort auseinandertreten, wo es um die nähere Bestimmung von ›Treue‹ und ›Neuheit‹ geht: Liegt die ›Neuheit‹ bloß in der Wahrnehmung eines faktisch treuen lyrischen Ich, im Sinne von ›als neu wahrgenommen‹, ›mir stets neu‹, dann beträfe der Wunsch die romantische Hoffnung, vom Liebesobjekt stets noch überrascht werden zu können – womit eine fetischistische Beziehung per definitionem ausgeschlossen wäre: vermeidet doch der Fetischist der einen unliebsamen Überraschung wegen alle weiteren; der Fetischist muss wissen, was kommt. Somit hieße ›Treue‹ das, was man landläufig darunter versteht, die ›Neuheit‹ hingegen wäre eine metonymisch vom Liebchen auf irgendeinen Teil etwa ihres Wesens verschobene, eine ›Neuheit im Sinne von‹.

Näher am ironischen Ton des Gedichts ist hingegen eine Lesart, die das Paradoxon von Abwechslung und Treue vorerst bestehen lässt. Dies nämlich wäre das Paradoxon, in dem sich der Fetischist befindet, der bei wechselndem Liebes- und Fetischobjekt (wechselnden Damen bzw. Damenschuhen) immer auf denselben ursprünglichen Reiz aus ist. So natürlich kann man sehr wohl bei wechselnden Liebchen dennoch ›treu‹ sein – wenn man nämlich in all den wechselnden Objekten dasselbe sieht. Aller Welt dasselbe Antlitz aufzudrücken, indes das lyrische Ich (sich) immer treu bleibt (somit wäre nun nicht die Neuheit, sondern die Treue eine ›im Sinne von‹) – das ist der prototypische Beziehungsmodus des Fetischisten.

Goethes *Liebhaber in allen Gestalten* lässt sich als die imaginierte Selbst-Fetischisierung des Mannes für die Geliebte lesen, gleichzeitig wird ihr Anspruch auf den Mann beiseite gewischt, hinterlistig die Fetischisierung der Geliebten betrieben, ihre eigene Austauschbarkeit suggeriert.¹³⁷ All dies wird dabei keineswegs als Skandal (Verlust der Individualität! Verzerrung der Wirklichkeit!) inszeniert, stattdessen als ironisches Statement über Beziehungsmechanismen im Allgemeinen.

Kein ›Fall‹, kein Skandal, sondern die Ironisierung alltäglicher Fetischisierungen: Einem Text zur vermeintlichen Psychopathie des Fliegenfischens vorangestellt, nimmt der *Liebhaber in allen Gestalten* mit seiner doppelten Umkehrung des Fetischurteils die Tendenz zur Destabilisierung solcher Urteile vorweg.

136 Lehmann, Goethe's Liebe und Liebesgedichte (1852), S. 388.

137 Zu den vielfältigen Inszenierungen und Umkehrungen von Fetischisierungsprozessen bei Goethe (etwa in *Lebendiges Andenken*, *Faust I & II*, *Die natürliche Tochter*) vgl. Bischoff, Poetischer Fetischismus (2013), Kap. II,1-II,5.

6. Barthes und Ritter, Ironiker und Perverse

Vielfach tritt in Hochgatterers Texten die Figur des Redeberichts auf: als ›Sprechen über‹, das dazu beiträgt, dem Text in der Rezeption eine opake Dichte zu geben, hinter der sich womöglich Wesentliches leicht übersehen lässt:

Wir sprechen ein wenig über den Zusammenhang zwischen der Bedeutung des Frühstückes und dem romantischen Bild von Familie, das man so in sich trägt. (KG 32)

Wir reden kurz über Distanz als Instrument des Selbstschutzes, über die kleinen Anfälle von Psychopathie, die einem in unserem Geschäft das Überleben sichern, und über jene Kollegen, die sich immer ein Stück zu weit in ihre Patientengeschichten hineinbegeben und sich dadurch auf Dauer selbst zerstören. (KG 43)

Wir sprechen erst über den Mechanismus der Photosensibilisierung, danach über den Unsinn des Ausstopfens von Tieren, über die lange Lebenserwartung von Klosterschwestern und Kindergärtnerinnen und über die Frage, ob man als Psychiater zwangsläufig eine verschrobene Lebenshaltung annehme. (KG 111f.)

Themen werden schlagwortartig aufgerufen und dann unterschiedlich weit ausgeführt; das reicht von kurzen Inhaltsangaben bis hin zum Extrem eines unerläutert bleibenden medizinischen Fachvokabels (z.B. KG 31). Man weiß, *worüber*, aber nicht, *was* gesprochen wurde (*telling* anstelle von *showing*). So oszilliert diese Figur immer zwischen Offenlegung und Verdeckung. Ein Fall dieser Art tritt auf, als der Ich-Erzähler auf die Frau des Ire zu sprechen kommt:

»Was hält eigentlich Marlene vom Fliegenfischen?«, frage ich. Der Ire blickt kurz auf. »Warum interessiert dich das?« Ich stottere etwas von philosophischer Ebene und Beschleunigungsexpertin und Kontrapunkt, und es liegt dermaßen auf der Hand, was Sache ist und dass der Ire gegebenenfalls keine Sekunde zögern würde, seine ganze Körpergröße und Muskelmasse gegen mich einzusetzen, dass ich den Mund halte. »Sie zitiert meistens Joachim Ritter oder Roland Barthes, wenn die Sprache darauf kommt«, sagt der Ire. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Roland Barthes irgendwas zum Fliegenfischen gesagt hat, und Joachim Ritter kenne ich nicht, aber Marlene kann da unter Garantie Zusammenhänge herstellen. (KG 103)

Hier nimmt der Ich-Erzähler, dem in Unkenntnis eines Diskurses (des philosophischen) die referierten Gesprächsinhalte verschlossen bleiben, den Platz des Rezipienten/der Rezipientin ein. Nun ist die Entschlüsselung einer solchen Stelle natürlich nicht möglich. Gleichwohl finden sich in den Texten der beiden Genannten einzelne Passagen, verstreute Äußerungen, die sich in einen Zusammenhang mit

der an der *Kurzen Geschichte* explizierten Demontage psychoanalytischer Lesarten bringen lassen.

Joachim Ritter beispielsweise erörtert in seinem 1933 erstmals erschienenen Aufsatz *Über den Sinn und die Grenze der Lehre vom Menschen* Heideggers und Schelers Anthropologie. Letzterem zufolge sei kein konsistentes Menschenbild mehr vorhanden, da sich die in Frage kommenden Wissenschaften zentrifugal voneinander entfernten. Jedem wissenschaftlichen Fachgebiet sei eine stille Anthropologie eigen; in diesem Zusammenhang fällt der bezeichnende Satz:

So wie dem König Midas alles, was er berührte, zu Gold wurde, so wird dem Historiker die gesamte menschliche Welt zur geschichtlichen Welt, dem Psychologen zum psychischen Zusammenhang, dem Biologen zu einer besonderen Klasse der allgemeinen Lebenserscheinungen.¹³⁸

Wenn Marlene dem Iren mit Ritter kommt, ist also des Iren professionelle Sicht auf das Fliegenfischen aufgerufen; und damit zugleich die Stoßrichtung der vorliegenden Kontextualisierung der *Kurzen Geschichte*: Alles wird dem Psychologen zum psychischen, dem Psychoanalytiker, lässt sich ergänzen, zum psychoanalytischen Zusammenhang – eine ›déformation professionnelle‹, die vom Verweissystem des Romans, wie sich mittlerweile gezeigt hat, gleichzeitig bedient und vorgeführt wird.

Im Falle Roland Barthes' hat der intertextuelle Verweis dieselbe Tendenz, bezieht sich aber auf eine Vielzahl von Texten¹³⁹ (vornehmlich der 70er Jahre). In diesen spricht Barthes von der Psychoanalyse als – mittlerweile – einer ›Manier‹ der Entzifferung, die selbst zu einem geschlossenen, letztlich repressiven System von Zeichen und Zuschreibungen geworden sei. Zwar sei der psychoanalytische Diskurs grundsätzlich unter die aufklärerischen, dem Pol der Macht entgegengesetzten (›akratischen‹) Diskurse zu rechnen, doch werde, wie Barthes in *Mythologie heute* feststellt, »[d]ie Anprangerung, die Entmystifizierung (oder Entmythifizierung)« – also die Aufgabe u.a. der Psychoanalyse – »selbst zu einem Diskurs, einem Korpus von Phrasen, einer katechetischen Aussage«¹⁴⁰. »Systemfiguren« dienen dazu, so Barthes andernorts, »das System zu schließen, zu schützen und den Gegner unwiederbringlich aus ihm auszuschließen«.¹⁴¹

Die folgende längere Passage aus *Die Lust am Text* kommt nicht nur für die von Marlene zitierte Barthes-Stelle in Frage, sie ist gleichzeitig geeignet, das Verhältnis der *Kurzen Geschichte* zur Psychoanalyse insgesamt zu kennzeichnen:

138 Ritter, *Über den Sinn und die Grenze der Lehre vom Menschen* (1974 [1933]), S. 41.

139 Zum Verhältnis Barthes' zur Psychoanalyse habe ich einige Hinweise der Studie von Bettina Lindorfer entnommen: Lindorfer, Roland Barthes (1998).

140 Barthes, *Mythologie heute* (2006 [1971]), S. 74.

141 Ders., *Der Krieg der Sprachen* (2006 [1973]), S. 127.

Nur diejenigen Systeme (die Fiktionen, die Redeweisen) überleben, die erfinden sich genug sind, eine letzte Figur hervorzubringen, eine Figur, die den Gegner mit einer halb-wissenschaftlichen, halb-ethischen Vokabel kennzeichnet, eine Art Drehscheibe, die es gleichzeitig ermöglicht, den Feind festzustellen, zu erklären, zu verurteilen, zu bespucken, zu vereinnahmen, mit einem Wort: *ihn zahlen zu lassen*. Das gilt unter anderem für einige Vulgatae: für das marxistische Reden, bei dem jeder Einwand ein Klasseneinwand ist; für das psychoanalytische Reden, bei dem jede Verleugnung ein Geständnis ist; für das christliche Reden, bei dem jede Ablehnung eine Suche ist usw.¹⁴²

Jede Verleugnung ein Geständnis: »Das habe nichts mit Psychoanalyse zu tun, behauptet der Ire« (KG 66), gleich nach einer Passage, die als eine der deutlichsten das Fliegenfischen als Fetischdienst lesbar macht. Der Text legt die Spur zu seinen psychoanalytischen Intertexten, er provoziert deren Anwendung, während er zugleich deren Desavouierung betreibt. Schon zum zweiten Mal verkehrt ein Intertext die Lektüre des Textes: Eine Geschichte vom Fliegenfischen wurde erst zu einer Geschichte über die Perversion der Fliegenfischer; nun ist sie eine über die deutende Gewalttätigkeit derer, die diese Diagnose ausgestellt hätten.

Wenn man Fliegenfischen (der erdrückenden Beweislast wegen) dennoch als perverse Praxis bezeichnen will, muss man zumindest die im Begriff der Perversion steckende Wertung überdenken. Gerade der Ire beispielsweise hat, bei all seiner Einsicht in das fetischistische Potenzial seiner Tätigkeit, kein Problem damit. Er betreibt Fliegenfischen quasi gegen besseres Wissen, ironisch – und dennoch mit Begeisterung. Damit entspricht er dem ironischen Angler, von dem Washabaugh spricht, in Absetzung vom angelnden Metaphysiker, der an den fliegenfischerischen Gewissheiten (Natürlichkeit, Ursprünglichkeit, Weltabgewandtheit) keine Zweifel aufkommen lassen kann.¹⁴³ Nicht nur gegen den mit vollem Ernst Fliegenfischenden muss sich allerdings der Ironiker behaupten, sondern auch gegen den, der das Fliegenfischen mit vollem Ernst aburteilt.

Dabei wird ein solches Urteil, das am Subjekt ein Nicht-Wissen diagnostiziert, von der Struktur des Fetischismus selbst unterlaufen: 1964 formuliert der Psychoanalytiker Octave Mannoni dessen »Credo«: »Ich weiß wohl, dennoch aber ...« – Darin steckt dezidiert kein Nicht-Wissen, sondern ein Lustgewinn, der abseits dieser Unterscheidung oder gar aufgrund dieser Abweichung funktioniert. Robert Pfaller erörtert, wie eingangs erwähnt, auf Mannoni aufbauend einen auf die Situation des Iren passenden Modus der fetischistischen Überzeugung: Diese ist tatsächlich niemandem, weder dem Fetischjäger noch dem Fetischisten selbst, zuzuordnen.

142 Ders., *Die Lust am Text* (2006 [1973]), S. 45f.

143 Vgl. Washabaugh u. Washabaugh, *Deep Trout* (2000), S. 7f.

Der Aberglaube, die Perversion ist eine »Einbildung ohne Eigentümer«¹⁴⁴. Der Irrtum der Antifetischisten ist nun der, dass er dem Fetischisten unterstellt, für bare Münze zu nehmen – als »Bekanntnis« zu vertreten –, was tatsächlich auch von diesem wissentlich als eine Form der Verirrung erfahren und praktiziert wird. Der Abergläubische wie der Perverse sind sich der Lächerlichkeit und des Spielcharakters dessen, was sie tun, sehr wohl bewusst. Gerade dessen Abseitigkeit, das »Wider besseres Wissen« ist ihre primäre Lustquelle,¹⁴⁵ wohingegen dem Antifetischisten dazu schlicht die Ironiefähigkeit fehlt.¹⁴⁶ Der Perverse bei Pfaller wird zu einer souveränen Figur erhoben, ganz ähnlich dem Warenfetischisten bei Fiske, Miller und später bei Ullrich. »Ich weiß zwar, daß es Unsinn ist, dennoch aber ist es großartig« – diese Pfaller'sche Erweiterung des Diktums Mannonis beschreibt die Haltung des Iren exakt.¹⁴⁷

Wenn, wie bei Pfaller, zur lustbetonten Ironiefähigkeit geadelt werden kann, was gerade noch krankhafte Abweichung war, ist die jeweils ausgeführte »perverse« Tätigkeit selbst letztlich gleichgültig. Einzig ausschlaggebend für die Frage nach der Perversion ist die dabei eingenommene Haltung: Auch eine ansonsten gesunde, nicht-perverse Tätigkeit kann Pfaller'sche perverse Lust verschaffen, solange sie mit einem kleinen Zeichen als Spiel markiert wird, mittels einer minimalen theatralen Inszenierung, die »auch lediglich darin bestehen kann, daß die Beteiligten einander zum Beispiel mit falschen Namen oder Titeln ansprechen«¹⁴⁸ – also etwa als »der Ire«.

144 Pfaller, *Die Illusionen der anderen* (2002), S. 9 u. ö.

145 Vgl. ebd., S. 89f., 166. Vgl. dazu auch Krips' Lacan-Lektüre: Nur der Fetischist gesteht sich ein, dass auch aus dem Hantieren mit dem (eigentlich hinderlichen) Ersatz Lust entsteht. Vgl. Krips, *Fetishism* (1999), S. 22f., 28–32.

146 Vgl. Pfaller, *Die Illusionen der anderen* (2002), S. 162.

147 Pfaller spricht auch von Wiederholung und Monotonie als Merkmalen, die an der Perversi-on verurteilt, an kulturellen und künstlerischen Praktiken hingegen »als Zeichen von hohem kulturellem Ernst und gelungener Sublimierung betrachtet« werden (ebd., S. 193). Die Praxis des Fliegenfischens kann, je nach Standpunkt des Betrachters, auf beiden Seiten verortet werden: Das ständige, hochgradig repetitive Auswerfen und Einholen des Köders, aber auch hinsichtlich der Repräsentation: die immer gleichen, einander exakt entsprechenden Geschichten und Fotografien (Mann und Fisch, Mann, Rute und Fisch, Köder und Fisch etc., siehe Fußnote 33) könnten als Teil einer kulturellen Praxis oder als Folge eines perversen Zwangs eingeordnet werden; ausschlaggebend ist einzig die Haltung des Anglers.

148 Ebd., S. 184.

7. Schluss: Ein Verhältnis zum Terror?

Die Vorführung psychoanalytischer Diagnosen wurde bisher in Bezug auf das Fliegenfischen aufgezeigt, was dem Fokus der Arbeit auf Ausrüstungsgegenstände geschuldet ist. In der *Kurzen Geschichte* kommt jedoch – es wurde schon angemerkt – ein Ereignis zur Sprache, das ebenfalls psychoanalytische Deutungen provoziert, wobei diese jedoch nicht kurzerhand ironisiert werden können. Die Rede ist vom 11. September 2001.

Als wir uns treffen, wissen wir nichts von dem, was an diesem Tag passieren soll, weder von der Sache mit dem World Trade Center noch davon, dass Julian in den Bärenklau fallen wird und dann in den Fluss. Das Wetter ist anders, als wir es uns vorgestellt haben, das wissen wir. (KG 9)

So der erste Absatz des Textes; am Ende, beim Essen im Gasthaus, wird daran angeknüpft:

Als der Ire zurückkommt, macht er einen komischen Eindruck. Er schüttelt unablässig den Kopf und ist blass, andererseits hat er sichtlich Mühe, das Lachen zu unterdrücken. »Ihr werdet nicht glauben, was passiert ist«, sagt er, »ihr werdet es nicht glauben.«

»Ja, manchmal passieren eigenartige Dinge.« Julian sagt das und mir fällt ein, dass ich ihn nach dem Anblick der Flugschnur von unten fragen muss. (KG 112)

Die Rahmung der Handlung durch die Angriffe auf die Twin Towers ist ein deutlicher Kontrast zu den Ereignissen am Fluss. Denkbare groß ist der Unterschied zwischen den Geschehnissen, die nach psychoanalytischer Lexik identisch lesbar wären, realiter allerdings höchst unterschiedliche Proportion haben: Den zahlreichen Gewalttaten am Fischwasser (in Form von Phantasien, Symbolhandlungen, erlittenen und durchgeführten tatsächlichen Handlungen) steht nun eine in größerem Maßstab gegenüber.¹⁴⁹

Tatsächlich unüberhörbar war nach dem 11. September 2001 die Tendenz, die Twin Towers als Phallussymbole und die Anschläge folglich als symbolische Kastration

149 In Mergenthalers Lektüre vollzieht der Text im Umgang mit der Katastrophe »eine Verschiebung im Darstellungs- und Reflexionsfokus – weg von der ›Sache mit dem World Trade Center‹ hin zum Problem des literarischen Umgangs mit ihr.« So muss er nicht zwischen den beiden wenig reizvollen Möglichkeiten des engagierten Schreibens (bei drohenden ästhetischen Einbußen) einerseits oder des Beharrens auf ästhetischer Autonomie (bei drohender moralischer Indifferenz) andererseits wählen. Vgl. Mergenthaler, »Bitte keine Politik« am 11. September (2013), v.a. S. 201.

tion zu lesen.¹⁵⁰ Schon zwei Tage nach den Attentaten etwa äußerte unter großem Medienecho eine Berliner Kultursenatorin im Rahmen einer Podiumsdiskussion:

Ich sag noch mal was zu diesem World Trade Center. Ich bin ja von Hause aus Psychologin, und natürlich steht dieses World Trade Center nicht etwa für eine Zivilgesellschaft, sondern es sind die schlechthinnigen Symbole für Globalisierung, für Kapitalismus und Weltmacht. [Ergänzend, nach Einräumung der Tatsache, dass bei aller Symbolik auch Menschenleben im Spiel waren:] Auch noch phallisch, das hab ich vergessen zu sagen!¹⁵¹

Slavoj Žižek fasste diese und ähnliche Reaktionen der europäischen und amerikanischen Linken zusammen:

Jeder auch nur erdenkliche Unsinn wurde gesagt und geschrieben, bis hin zur »feministischen« Ansicht, die Türme des World Trade Centers seien zwei phallische Symbole gewesen, die darauf warteten, zerstört (»kastriert«) zu werden.¹⁵²

An eher abgelegenen Ort und auf einem anderen Reflexionsniveau als die Kultursenatorin schreibt Wolfram Groddeck vom traumatischen Sprachlos-Werden angesichts des Terroraktes:

Die Referenz, der Bezug von Zeichen und Ding, ist weg – doch das ins Symbolische verrückte Reale beharrt auf einer stupiden Selbstreferenz: Es waren westliche Geheimdienste und Militärberater, die das Knowhow zur Attacke weitergaben, und es waren amerikanische Flieger, die sich in die schlanken Twin Towers bohrten – grausam ins Bild gesetzte Botschaft: »fuck yourself«.

Die katastrophale Selbstreferenz des Symbolischen – Phallussymbol zerschlägt Phallussymbol – sprengt das System der Referenzen, den Sinn, auseinander: Die Sprache ist los.¹⁵³

150 In einem Zeitungskommentar nennt Hochgatterer eine Zahl von Deutungsoptionen aus der »psychoanalytische[n] Poetik mit ihrem Schrankkoffer an griffigen Symbolen«, um dann den kleinsten gemeinsamen Nenner der Diskussion herauszustellen: »So oder so – es ging um Penetration und Vernichtung, das schien auf der Hand zu liegen.« – Hochgatterer, *Tot* gestellt (2002), S. 38f.

151 Zitiert nach: Broder, *Kein Krieg, nirgends* (2002), S. 37 bzw. 39. Broder hält sich dabei an ein Audiotranskript der in den Medien ansonsten nur gekürzt zitierten Passagen. Die Polemik Broders, die sich der Täter-Opfer-Umkehr nach dem 11. September widmet, wird bei aller erfrischenden Pointiertheit durch die misogynen Ausfälle des Autors diskreditiert (vgl. etwa zum selben Anlass seine Formulierung von der »hochsensiblen Bemerkung aus der korrekten vaginalen Perspektive« – Broder, *Die Schmockine der Woche* (7. 10. 2001)).

152 Žižek, *Willkommen in der Wüste des Realen* (2004 [2002]), S. 58.

153 Groddeck, *Sprachverwirrung* (2001).

So überbietet Groddeck mit Anleihen an Lacan¹⁵⁴ die der psychoanalytischen Vulgata entnommenen Deutungen und stellt fest, was etwa der Kultursenatorin entgangen war – dass sich nicht nur der Turm als Phallus, sondern auch der terroristische Akt als phallische Penetration lesen lässt; erst das mache die ganze traumatische Wucht des Ereignisses aus.

Unabhängig jedoch von der jeweiligen Lesart wird die Zerstörung des WTC als Akt an einem Phallus, mitunter an einem fetischisierten Objekt rezipiert. Solche Zerstörungen finden auch in der *Kurzen Geschichte* statt, mehrfach und in einem bestimmten Fall sogar als Zerstörung des Phallus durch den Phallus (des Fisches durch den Totschläger, KG 92f.). Damit werden die stark kontrastierenden Tragödien des Textes vergleichbar, finden sich damit unvermittelt auf demselben Kontinuum (wie sie im einleitenden Satz des Ich-Erzählers schon im selben Zusammenhang stehen).

Mit der Einführung dieser Vergleichbarkeit macht der Text die Welt der Dinge – jedweder Größe –, die Welt der symbolischen Besetzungen zum Schauplatz von latenter bis akuter Aggression. Der Widerspruch zum bisherigen Analyseergebnis ist frappant: Hatten doch die interferierenden Kontexte eher zur Relativierung gerade solcher Deutungen geführt, die auf ein problematisches, korruptes Mensch-Ding-Verhältnis hinausliefen. Der Psychoanalytiker, so ließ es sich gerade noch auflösen, geht mit all seinen Entlarvungen bloß in die Falle der Fetischisierung eigener Deutungen.

Doch im größeren Zusammenhang der terroristischen Gewalt erscheint die blind alarmistische Tendenz solcher Diagnosen so blind nicht mehr. Ein Urteil über die Lächerlichkeit des analytisch versierten Blicks, über die Fehlgeleitetheit psychoanalytischer Topoi ist mit dem so handfesten (wie nichtsdestoweniger symbolträchtigen) Terrorakt nicht zusammenzubringen. Der entlarvende Blick dessen, der die gewaltsamen Verhältnisse im Kleinen aufdecken will, scheint durch diese Rahmung, die Gewalt im Großen, gerechtfertigt. In welchem Verhältnis steht hier also die Relativierung der Diagnosen von latenter zur in größerem Maßstab stattfindenden akuten Gewaltsamkeit?

Schon recht früh im psychoanalytischen Fetischdiskurs findet sich der Hinweis auf die Theatralik des Fetischismus, darauf, dass die Disziplinierungs- und Gewaltakte des Fetischisten gesellschaftlich verbreitete, offen sichtbare Gewalt (etwa der Erziehungsinstitutionen) imitieren; der Fetischismus wird zum Zerrspiegel der Kultur.¹⁵⁵ Nun jedoch findet das Umgekehrte statt: Die kulturelle Reprä-

154 Vgl. zum Trauma als dem »nicht Assimilierbare[n]«: Lacan, Unbewusstes und Wiederholung (1978 [geh. 1964]), S. 61.

155 Vgl. Stekel, Der Fetischismus dargestellt für Ärzte und Kriminologen (1923), S. 285, 592, 594 u.ö.; das Moment des Theatralischen bei Stekel hat auch Böhme angemerkt, vgl. Böhme, Fetischismus und Kultur (2012 [2006]), S. 414.

sensation der Wirklichkeit wird zum Zerrspiegel fetischistischer Topoi, wird nach ihren Vorgaben inszeniert und erlaubt uns die Lesbarkeit nach ihren Kategorien. Der Text zeugt dabei weder von der Lächerlichkeit noch von der Angemessenheit dieser Diagnosen, sondern von ihrer Unausweichlichkeit: Sie liegen vor, als wirkmächtiges Textkorpus, dem, so widersprüchlich und widersprochen auch immer, doch ständig Deutungen entnommen werden – werden müssen. Gerade nämlich in diesem Oszillieren der Diagnosen, in dem sie destabilisiert, aber zugleich präsent gehalten werden, zeigt sich das Bedürfnis nach Deutbarkeit als angsterfülltes, fetischistisches Begehren.

Nach der schon zitierten Passage aus *Die Lust am Text*, in der Barthes vom geschlossenen System etwa der Psychoanalyse spricht, von ihren ›Systemfiguren‹ als ›Dreh-scheiben zur Verurteilung des Feindes‹, fährt er – nun mit Blick auf den literarischen Text – folgendermaßen fort:

Der Text dagegen ist atopisch, wenn nicht in seiner Konsumtion, so doch wenigstens in seiner Produktion. Er ist nicht eine Redeweise, eine Fiktion, das System in ihm wird gesprengt, aufgelöst (dieses Sprengen, dieses Auflösen ist seine Signifikanz).¹⁵⁶

Der ›atopische‹ literarische Text bedient keines der geschlossenen Systeme, er handelt von ihnen. Das Urteil über die Psychoanalyse in der *Kurzen Geschichte* wird ganz dementsprechend ›aufgelöst‹ – im Sinne von ›aufgehoben‹: Bezieht man den rahmenden Verweis auf den Terrorakt mit ein, wird nicht das Symptom und seine Diagnose verhandelt, auch nicht das Diagnostizieren als zulässige oder unzulässige Handlung; sondern das schlichte, aber wirkmächtige Vorhandensein solcher Besetzungen in der Kultur. Damit ist ihr Geltungsanspruch ins richtige Maß gebracht, ist sie als ein ›geschlossenes System‹ perspektiviert; so bleibt auch die *Kurze Geschichte* »radikal zweideutig«, um ein letztes Mal auf Barthes zurückzukommen (der hier von Flaubert spricht):

[D]as Kunststück besteht darin, die *Mimesis* der Sprache (der Sprache, die sich selbst imitiert), eine Quelle großer Lüste, so *radikal* zweideutig (bis zur Wurzel zweideutig) zu halten, daß der Text niemals unter das gute Gewissen (und die Unaufrichtigkeit) der Parodie fällt (des kastrierenden Gelächters, des »Komischen, das einen zum Lachen bringt«).¹⁵⁷

Der Vorgang des Auflösens – durch die Mimesis einer Sprechweise (ohne sie zwangsläufig mit einer eigenen zu kontrastieren), eines Topos (ohne den eigenen Standpunkt offenzulegen) – besteht nicht in einem glatten Widerspruch oder

156 Barthes, *Die Lust am Text* (2006 [1973]), S. 46.

157 Ebd., S. 16.

einem klaren Urteil. So lässt sich vielleicht auch die intertextuelle Konfrontation, die in der *Kurzen Geschichte* hergestellt wird, nicht mehr ohne weiteres als Desavouierung gewisser Kontexte lesen, zumindest nicht, wenn die historische Rahmung der Narration in Rechnung gestellt wird. Es ist nicht Aufgabe oder Eigenschaft des literarischen Textes, der Psychoanalyse die eine, nicht widerlegbare Verleugnung entgegenzustellen.

